

Hochschule Merseburg
FB Soziale Arbeit. Medien. Kultur

Hegemoniale Männlichkeit und Jungen*arbeit -
Wie eine Männlichkeitstheorie in der Jungen*arbeit aufgegriffen wird

Bachelorarbeit im Studiengang Soziale Arbeit

vorgelegt von: Jonas Baier

Matrikelnummer: 22787

Erstgutachter*in: Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß

Zweitgutachter*in: Elisabeth Andreas

Abgabedatum: 12.09.2020

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	4
2. Hegemoniale Männlichkeit.....	5
2.1 Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit.....	5
2.2 Rezeption und Reformulierung der Theorie	8
2.3 Zum Verhältnis hegemonialer Männlichkeit zum Habituskonzept Bourdieus.....	14
2.4 Hegemoniale Männlichkeit und Intersektionalität.....	15
2.5 Hegemoniale Positionen bei Jungen*.....	15
3. Jungen*arbeit.....	17
3.1 Entstehung, Ansätze und Strömungen.....	17
3.2 Grundlagen: Zielstellung, Handlungsfeld, Zielgruppe, Prinzipien, Methoden.....	22
3.2.1 Zielstellung und Handlungsfeld.....	22
3.2.2 Zielgruppe.....	23
3.2.2 Prinzipien.....	25
3.2.3 Methoden.....	29
3.3. Aktuelle Auseinandersetzungen mit Jungen*arbeit.....	30
4. Bezugspunkte hegemonialer Männlichkeit und Jungen*arbeit.....	33
4.1 Direkte Bezüge.....	33
4.2 Indirekte Bezüge.....	35
4.3 Grenzen der Verknüpfbarkeit.....	37
5. Fazit.....	38
Literaturverzeichnis.....	40

Abstract

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Frage inwiefern die Theorie hegemonialer Männlichkeit in der Jungen*arbeit aufgegriffen wird. Hierzu werden zunächst hegemoniale Männlichkeit und Jungen*arbeit in ihren Grundzügen dargestellt. Dann werden aus den Betrachtungen und weiterer Ergänzungen Bezugspunkte herausgearbeitet. Schließlich werden die Bezugspunkte ausgewertet. Ein Resümee, ob die Theorie in der Jungen*arbeit von Relevanz ist, wird abschließend gezogen. In der Arbeit konnten Bezugspunkte, aber auch Grenzen der Anwendbarkeit aufgezeigt werden.

This thesis engages with the question whether the theory of hegemonic masculinity is considered in social work with boys*. In the first place it describes the basics of hegemonic masculinity and social work with boys*. Further on some of these considerations and further additions are stated to highlight aspects of relation. Then these aspects are evaluated in a final résumé whether the theory is of relevance for social work with boys*. In this thesis some aspects of relation are pointed out as well as limits of applicability.

1. Einleitung

Was Männlichkeit ist, scheint vielen auf den ersten Blick selbstverständlich. Oft reichen vermeintliche biologische Tatsachen und die Erfahrungen aus, um das Gefühl zu entwickeln, dass es doch recht eindeutig ist wer ein Mann* ist und wer nicht. Doch bei genauerer Begutachtung verfängt sich das Beschreiben der Qualitäten, die Männlichkeit ausmachen in vagen und stereotypen Aussagen. Und wird genauer nachgefragt, stößt man schnell auf Widersprüche. Diese Widersprüche regen Zweifel an und nähren die oft an sich selbst gestellte und immer wieder durchdachte Frage, ob man selbst wohl ein richtiger Mann* sei. Besonders präsent ist diese Frage in den Jahren des Heraustretens aus der Kindheit und des Eintretens in die Erwachsenenwelt. Viele Jungen* treibt diese Frage um, für viele ist sie geprägt von Unsicherheiten und Selbstzweifeln. Jungen*arbeit setzt hier an, die Prozesse zu begleiten, Persönlichkeitsentwicklung zu ermöglichen, meist auf subjektbezogener Ebene, mit Betonung der Individualität eines jeden Jungens*. In den letzten Dekaden wurde die Selbstverständlichkeit, die Männlichkeit lange begleitet hat, infrage gestellt. Es ist eine kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung entstanden und auch die gesellschaftliche Betrachtung von Geschlechtern hat sich verändert. Heute steht das Verständnis von Männlichkeit im Spannungsfeld verschiedener Meinungen, Theorien und Erkenntnissen. In der Summe geben sie kein eindeutiges Bild ab. Sie lösen kontroverse Diskussionen aus und widersprechen sich gegenseitig. Dennoch haben sich in soziologischen Betrachtungen von Geschlecht bestimmte Theorien etabliert, die beschreiben, wie Männlichkeit innerhalb der Geschlechterverhältnisse entsteht, konstruiert wird. Theorien hegemonialer Männlichkeit machen einen zentralen Teil dieser Betrachtungen aus und versuchen zu erklären wie sich Männlichkeit in ihrer Position erhält, die sie in der modernen Gesellschaft einnimmt. Diese Arbeit soll der Frage nachgehen, inwiefern die Theorie hegemonialer Männlichkeit in der Jungen*arbeit aufgegriffen wird. Im ersten Teil (2.) dieser Arbeit wird das Konzept hegemonialer Männlichkeit dargestellt und mit anderen, für diese Arbeit relevanten Aspekten und Theorien in Bezug gestellt, insbesondere der Bedeutung für Jungen*. Im zweiten Teil (3.) wird Jungen*arbeit dargestellt. Als dritten Abschnitt (4.) werden Bezugspunkte der Theorie hegemonialer Männlichkeit zur Jungen*arbeit herausgearbeitet. Schließlich endet die Arbeit mit einem Fazit (5.)

Methodisch lässt sich die Arbeit als Literaturarbeit einordnen, die ausgewählten Texte orientieren sich entlang der thematischen Eingrenzung.

2. Hegemoniale Männlichkeit

Im Folgenden Kapitel wird das Konzept hegemonialer Männlichkeit zunächst ausgebreitet. Unter 2.2 werden Diskurse um die Theorie dargestellt. Im Folgenden werden Verbindungen zur Konzept des Habitus dargestellt, zu Intersektionalität und schließlich werden hegemoniale Positionen unter Jungen* beschrieben.

2.1 Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Erste Erwähnungen fand das Konzept hegemonialer Männlichkeit 1982 bei Kessler et. al und 1983 bei Connell. Es bezog sich auf soziale Ungleichheit an Schulen in Australien. Die Erkenntnisse aus dieser Studie wurden 1985 von Carrigan, Connell und Lee systematisiert und ein Modell von Männlichkeiten, die in Machtrelationen miteinander stehen wurde formuliert (vgl. Connell 2005:830). Grundlegend für die Theorie war Gramscis Hegemoniekonzept, welches die Dynamik von strukturellem Wandel zwischen Klassen betrachtet und unter Einfluss von historischem Wandel steht. Gerade dieser historische Kontext fand in vielen diesbezüglichen Debatten um Geschlecht wenig Beachtung, was zu Kontroversen führte (vgl. ebd. S. 831). Weitere wichtige Impulse zur Herausarbeitung des Konzeptes stammen aus der Kritik der Rollentheorie seitens der feministischen Bewegung, den Erlebnissen der Unterdrückung von schwulen Männern, woraus sich eine Betrachtung von Hierarchien zwischen verschiedenen Männlichkeiten ergab und Freuds Psychoanalyse ("Wolf Man"), mit einem Einblick in die fragilen Konstruktionsprozesse und Spannungslagen von Männlichkeit (vgl. ebd. S. 832f).

Connell nennt hegemoniale Männlichkeit eine "Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis", welche die Dominanz der Männer und das Dominieren von Frauen aufrecht erhalte (vgl. Connell 1999:98). Dies wird von Meuser als doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur bezeichnet. Doppelt, weil sie sowohl bei Männern über Frauen, wie auch unter Männern gegeben ist (vgl. Meuser 2006:165). Diese Konfiguration ist Teil von sogenannten Binnenrelationen von Männlichkeiten, in Form von verschiedenen Positionen und unterschiedlich strukturierten Handlungsmöglichkeiten. Diese werden

abhängig von Situation und Kontext genutzt, um sich in dem Spannungsfeld der verschiedenen Ausübungsweisen von Männlichkeiten hierarchisch zu positionieren. Die hegemoniale Position nimmt hierbei die oberste Stellung ein und beinhaltet jene Praxen, die eine übergeordnete Position zu anderen Männern und Frauen versichern. Diese Überordnung wird dabei als selbstverständlich und gerechtfertigt dargestellt und setzt soziale wie wirtschaftliche Überlegenheit voraus (vgl. Budde 2014:37). Sie wird von anderen, untergeordneten Männlichkeiten abgegrenzt und diese sind gezwungen, sich zu ihr zu positionieren. Der hegemonialen Ausübungsweise von Männlichkeit stehen komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten gegenüber (vgl. Connell 2005). Viele Männer genießen bestimmte Vorteile, wie bessere Bezahlungen, leichter zugängliche Ressourcen oder besseren Anklang männlicher Belange in der Öffentlichkeit. Diese von Connell als patriarchale Dividende bezeichneten Vorteile erhalten die patriarchale Struktur aufrecht, obwohl ein Großteil der Männer, die in der hegemonialen Männlichkeit dargestellten Herrschaftsform von Männlichkeit nicht entsprechen, möglicherweise darunter leiden. Sie profitieren von den vorig erwähnten Vorteilen und deswegen halten sie dennoch an hegemonialer Männlichkeit fest (vgl. Connell 1995:75f). Komplizenhaft sind in diesem Kontext viele Männer, die aus obigen Kontext heraus hegemoniale Männlichkeit stützen, ohne selbst eine hegemoniale Form der Männlichkeit darzustellen. Diese Haltung leistet einen großen Beitrag dazu, die normative Wirkung hegemonialer Männlichkeit zu entfalten. Dies geschieht nicht zwangsläufig mit Gewalt, sondern auch mittels Kultur, Institutionalisierung und Überzeugungsprozessen (vgl. Connell 2005:832).

Das Konzept ist mehr abstrakt als beschreibend und jene hegemoniale Form steht in einem geschichtlichen Zusammenhang mit der Möglichkeit, sich zu wandeln. Die jeweils aktuell gültige Form unterliegt Aushandlungsprozessen, in denen die Hegemonie in Frage gestellt wird und sich wiederholend beweisen muss. In dieser Perspektive steckt gegebenenfalls ein gewisser Optimismus, dass eine humanere Ausgestaltung der geschlechtsbezogenen Strukturen, die vorherigen ablösen könnten (vgl. ebd. S. 831f)

In vielen Feldern fand diese Theorie nützliche Anwendung. Unter anderem konnte der Diskurs um pädagogische Praxis mit Jungen* dieses Konzept aufgreifen, so etwa bei Salisbury and Jackson 1996 (vgl. ebd. S. 834). Auch konnte damit dargestellt werden, dass bestimmte Aggressionen keine Konsequenz aus hegemonialer Männlichkeit sind, sondern aus dem Bestreben hegemonialer Männlichkeit zu entsprechen (vgl. ebd.).

Die Wirkungsweisen hegemonialer Männlichkeit können sich als offenkundige Unterdrückungsmechanismen ausdrücken, wie etwa der „Zensur von Homosexualität“ und deren Kriminalisierung. Jene Mechanismen betreffen untergeordnete Männlichkeiten. Dies hat die Funktion, dass der Eindruck vermittelt wird, dass hegemoniale Männlichkeit die Normalität darstellt. Andererseits kann eine hegemoniale Auslebensform von Männlichkeit aus ihrer Kritikfähigkeit heben indem sie ihre Herstellungsprozesse als „Normalitäten“ verdeckt und unsichtbar bleibt (vgl. ebd.). Durch Abgrenzung von Homosexualität entsteht die Illusion, dass hegemoniale Männlichkeit das Normale ist, was gegenüber dem anderen in Frage gestellt wird.

Es wurde gezeigt, dass die Geschlechterverhältnisse verschiedene Männlichkeiten produzieren, trotz vermeintlicher Homogenität. Das geschieht aufgrund von Klassenunterschieden und Generationswechsel. Eine gesellschaftlich existierende Diversität bei Männlichkeiten war, bzw. ist offenkundig (vgl. Connell 2005:834f).

Dass die verschiedenen Männlichkeiten selbst einem Wandel unterliegen und hegemoniale Positionen infrage gestellt werden und sich darauf anpassen, haben verschiedene Forschungen gezeigt (vgl. S. 835).

Diese Erkenntnisse haben durchaus auch eine Relevanz für die Jungen*arbeit, sei es durch die Annahme, dass es verschiedene Weisen gibt Männlichkeit zu leben, welche sich gegenseitig hierarchisch bedingen, woraus viele gruppensdynamische Prozesse und Entwicklungshürden in der Jungen*arbeit hervor gehen. Oder dass die Gesellschaft strukturell Diversität erzeugt, was für eine Offenheit seitens der Pädagog*innen für die verschiedenen Ausgestaltungsprozesse von Männlichkeiten bei Jungen* sprechen würde. Zudem können Verdeckungszusammenhänge der hegemonialen Männlichkeit und ihrer Wirkungsweise Erklärungsansätze für gruppensdynamische Konflikte und Schief lagen bieten, die in der pädagogischen Arbeit mit Jungen* aufkommen.

Dies deutet daraufhin dass sich eine Verknüpfung dieser Theorie mit Jungen*arbeit anbietet. Allerdings gilt es auch zu beachten, dass das Konzept neben der breiten Anwendung vielfältiger Kritik unterzogen war, weswegen es im Verlauf der letzten 20 Jahre weiter ausdifferenziert und um andere Konzepte ergänzt wurde.

Im folgenden werden nun die Kritikpunkte und der Diskurs grob umzeichnet und im weiteren Verlauf mit Bourdieus Habituskonzept, Intersektionalität und hegemonialen Positionen unter Jungen* in Verbindung gebracht

2.2 Rezeption und Reformulierung der Theorie

In „Hegemonic Masculinity – rethinking the concept“ erwähnen Connell und Messerschmidt (vgl. Connell 2005:836f) zunächst fünf Aspekte, die in der Kritik stehen.

Zum einen wurde die zugrundeliegende Begrifflichkeit von Männlichkeit kritisiert. Entweder war diese zu unklar oder zu konkret. Durch Unterscheidungen von verschiedenen Männlichkeiten, werden bestimmte Typen festgelegt, wie hegemoniale Männlichkeit, Komplizenhafte Männlichkeit oder untergeordnete bzw. marginalisierte Männlichkeit. Diese festen Kategorien führen wieder zu festen Zuschreibungen und werden verdinglicht, ohne der Realität in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit nahe zu kommen (vgl. ebd.).

Aus anderer Perspektive gedacht scheint eine Einheitlichkeit von Männlichkeiten suggeriert und ein essentieller Blick eingenommen. Zudem finden die Entstehung von Identitäten in diskursiven Auseinandersetzungen und anderen poststrukturellen Perspektiven, keine Beachtung. Und schließlich werde sich auf ein heteronormatives Konzept von Gender berufen (vgl. ebd.).

Dem entgegen die Autor*innen, dass sich die Forschung zu Männlichkeit erst entfalten konnte, durch die Ablegung von der Forderung nach Eindeutigkeit und des Berufens auf statistische Realitäten, bei der Frage nach Ursächlichkeit für die Geschlechterverhältnisse. Des Weiteren wird gesagt, dass die Verwendung des Begriffs von Männlichkeit, auf einer begrifflichen Offenheit basiere, die Konstruktionsprozesse aus poststrukturalistischer Perspektive miteinbeziehen können und Relationalität in den verschiedenen Ausprägungsformen von Männlichkeiten mit einbeziehen. Die Forderung nach Heteronormativität ist durch hegemoniale Positionen verkörpert und mit anderen, nicht heteronormativen Positionen in Bezug gesetzt, wodurch nicht bloße Reproduktion heteronormativer Verhältnisse entsteht, sondern eine Auseinandersetzung mit dieser befördert wird. Und schließlich ist der Vorwurf bezüglich der Festlegungen von bestimmten Typen von Männlichkeiten insofern unangebracht, als dass diese Unterscheidungen immer in Relation zu kulturellen und historischen, sozialen und geographischen Dimensionen stehen (vgl. Connell 2005:836f).

Ein zweiter zentraler Kritikpunkt ist, dass die Verwendung des Begriffs hegemonialer Männlichkeit ambig ist, also Uneindeutigkeiten bestehen und Widersprüchlichkeiten anzutreffen sind. So etwa, wenn Männer, die eigentlich eine hegemoniale Position verkörpern, durch daraus entstehende Zuschreibungen, nicht mehr in der Lage sind bestimmte Aspekte hegemonialer Männlichkeit zu leben. Zudem sei der Begriff nicht

eindeutig eingegrenzt und überlagere sich mit verschiedenen Formen Männlichkeiten auszuleben. Die Autor*innen sehen dies jedoch als einen Bestandteil von hegemonialer Männlichkeit, weil sich die Vorstellungen von diesen nicht entlang der Lebensrealitäten von Männern bilden und immer wieder auf Widersprüchlichkeiten stoßen. Auch ist nicht angedacht hegemoniale Männlichkeit als transhistorischen Fixpunkt aufzufassen, sondern in ständigen Aushandlungsprozessen mit der Realität zu sehen. Hegemoniale Männlichkeit in realer Ausprägung ist sehr wahrscheinlich überlappend mit komplizierten Positionierungen. Die Fantasien, welche die Vorstellungen von hegemonialer Männlichkeit prägen, entspringen den sozialen Aushandlungsprozessen, denen Männlichkeit an sich unterliegt. Somit ist sie relativ, zu den Beteiligten dieser Prozesse und keine allgemeingültige ausdifferenzierte Kategorie. Es wird erneut betont, dass hegemoniale Männlichkeit immer von historischen Prozessen und regionalen Spezifizierungen beeinflusst ist und somit nicht zum einheitlichen Fixpunkt werden kann (vgl. Connell 2005:338f).

Weiterhin wird kritisiert, dass das Konzept hegemonialer Männlichkeit in ihrer Verwendung Macht und toxisches Verhalten als Bestandteile von Männlichkeit festsetze. So seien patriarchale Verhältnisse nicht unmittelbar deckungsgleich erklärbar mit den modernen Aushandlungsprozessen von Gender und kein bloßes Resultat aus diesen. Die Autor*innen erkennen dies auch als Problem und formulieren, dass sich die Unterdrückungsverhältnisse, von Männern über Frauen, nicht direkt aus dem Praktizieren von persönlicher Macht ergeben. Es bedarf der Betrachtung von institutionalisierten Ungleichheiten und den Verbindungen von Geschlechterverhältnissen und anderen Unterscheidungspunkten wie Klasse, Herkunft und Region. Diese Verknüpfung und der damit einhergehenden Enthebung des Konzeptes hegemonialer Männlichkeit aus reifizierender Verantwortlichkeit, habe sich in Forschungen widerspiegelt, die etwa herausarbeiten wie regionale Eigenheiten mit den Vorstellungen von hegemonialer Männlichkeit interferieren. Von Gehalt ist auch die Kritik, dass hegemoniale Männlichkeit entlang eines negativen Blicks auf Männlichkeit gestaltet ist, wobei der Begriff zum Synonym für toxisches Verhalten werden könne. Dies sei durchaus der Fall, so Connell und Messerschmidt, gerade weil in vielen diesbezüglichen Diskursen männliches Verhalten sowohl als Ergebnis der Verhältnisse, wie auch als ursächlich für sie gewertet wird, was einen Zirkelschluss verkörpere. Sie betonen, dass hegemoniale Männlichkeit oft auf toxische Praktiken bezogen werde, sich das Konzept jedoch nicht allein an diesen Aspekten definiert und viele verschiedene

Konfigurationen beinhalte. Auch positive Anteile, wie etwa Lohn in die Familie zu tragen, oder Sexualität zu praktizieren, seien Enthalten. Dies verhilft dem Konzept erst zu seiner Bedeutung, da die Stützung dieser Anteile, von Seiten unterdrückter Positionen, erst die Hegemoniestellung ermögliche.

Das Konzept sei auch keine bloße Nachzeichnung der Ideologien, die Vorstellungen von „richtiger“ Männlichkeit begleiten, sondern auch die Auseinandersetzung mit den Unstimmigkeiten und Spannungen, die diese in konkreter Auslebung hervorbringen. Diese Auseinandersetzung sei ein wichtiger Anhaltspunkt genderbezogener Auswirkungen auf etwa Bildung zu verstehen. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit ziele nicht darauf ab, zu einem Missstände zugrunde liegendem Prinzip zu werden, sondern wünscht lediglich bestimmte Abläufe hinter sozialen Konstruktionsprozessen zu verstehen (vgl. Connel 2005:839ff).

Aus psychologischer Perspektive wird kritisiert, dass die Begrifflichkeit des Subjekts bei der Theorie unzulänglich sei. Entweder sei der Subjektbezug ganz verloren gegangen und die Theorie beziehe sich ausschließlich auf die Struktur, wobei gefordert wird, dass die Auseinandersetzung um Genderverhältnisse vor allem in diskursiven Praktiken betrachtet werden sollte. Weiterhin werde der Selbstbezug von Männern zu ihrer Männlichkeit auf psychologischer Ebene übersehen. Es wird vorgeschlagen hegemoniale Männlichkeit als Norm zu sehen, worauf sich Männer berufen, um eine bestimmte Stellung in der Auseinandersetzung mit Anderen (diskursiv) zu erlangen und von denen sie sich distanzieren, wenn es sich strategisch anbietet.

Die Autor*innen betonen in diesem Kontext, dass hegemoniale Männlichkeit Gender mehrperspektivisch betrachte. Geschlechterverhältnisse seien auch von nicht diskursiven Aspekten beeinflusst, wie Arbeit, Gewalt, Sexualität, Kindererziehung oder unbewusste Automatismen. Hierbei werde deutlich, dass symbolische diskursive Praxen nicht ausschließlich ausreichen, um die Geschlechterverhältnisse zu beschreiben. Ursprünglich sei das Konzept hegemonialer Männlichkeit auch in psychoanalytischer Perspektive vertreten. Etwa bei Betrachtungen von Widersprüchlichkeiten in Charakterkonfigurationen, dem Umgang mit alltäglichen Herausforderungen und dem Bezug zu den verschiedenen Herangehensweisen, die nötig für ein Subjekt sind, um hegemoniale Männlichkeit herzustellen. Dass das Konzept diese Auseinandersetzungen als grundlegende Prozesse sieht, und dass Gender auf mehrperspektivische Art verstanden wird und Wandlungsprozesse mit einbezogen werden, ist für die Autoren ein Anzeichen dafür, dass das Subjekt nicht vor einer starren Strukturvorstellung

hegemonialer Männlichkeit in den Hintergrund gerät und homogenisiert wird (vgl. Connel 2005:841ff).

Und ein letzter Kritikpunkt, den Connell und Messerschmidt erwähnen, ist dass dem Konzept ein gewisser Funktionalismus innewohnen könnte. In diesem Zuge erwähnen sie, dass hegemoniale Männlichkeit nicht lediglich ein selbsterhaltendes System ist. Hegemoniale Positionen müssen durch aktive Abgrenzung von anderen Männern und Frauen erhalten werden. Es wird aufgemerkt, dass hegemoniale Männlichkeit in zwei Formen unterteilbar ist. Einerseits extern, als Dominanz über Frauen, und intern, in Aushandlungen unter Männern. Bezüglich der internen Form wird weiterhin kritisiert, dass diese nur als von Eliten geprägt gesehen werde und untergeordnete Positionen, in ihren Auswirkungen auf hegemoniale Männlichkeit, nicht beachtet werden. Dies sei unzutreffend, weil sich hegemoniale Positionen jener Praktiken von anderen Auslebensformen von Männlichkeit bedienen, die ihre hegemoniale Position bestärken. Hier verweisen Connell und Messerschmidt darauf, dass dies durchaus der Fall sei und sich hybride Formen hegemonialer Männlichkeit bilden können. Sie beziehen sich auf die Betrachtung hegemonialer Männlichkeit als eine Art Block, der sich aus verschiedensten historisch wandelnden Praktiken zusammenfügt und sich somit einer Einheitlichkeit entzieht. Sie bezweifeln allerdings, dass dies auf einem regionalen oder gar globalen Level geschehe, da sich diese hybride Formen nicht als hegemonial herausbilden, abgesehen von lokalen Settings. Es gebe zwar verschiedene Formen hegemonialer Männlichkeit, diese fordern für sich jedoch alleinig hegemonial zu sein. Somit ziehen die Autor*innen den Schluss, dass an der Spitze der Hierarchie, unter Männlichkeiten, kein Raum sei für Alternativen (vgl. Connel 2005:844f).

Vor dem Hintergrund dieser Kritiken versuchen die Autoren im Folgenden das Konzept angemessen zu reformulieren. Hierbei differenzieren sie Aspekte, die weiterhin Bestandteil bleiben und jene, die neu gefasst werden müssen. Zentrales Motiv bleibt weiterhin, dass es um die Abgrenzung der hegemonialen Männlichkeiten von verschiedenen anderen Männlichkeiten geht und um deren hierarchische Ordnung zueinander. Hegemoniale Positionen in dieser Ordnung erhalten sich zudem nicht durch bloße Gewalt und Kraft, sondern auch durch positiv besetzte Aspekte, die von untergeordneten Positionen mitgetragen oder institutionalisiert werden und kulturellen oder diskursiven Praxen unterliegen. Schließlich wird auch daran festgehalten, die Praktiken hegemonialer Männlichkeit, als von Wandel beeinflusst zu betrachten, wobei

Veränderungen und Reformulierungen in den gängigen hegemonialen Praxen über Zeit beobachtbar sind (vgl. Connel 2005:846).

Abgesehen hiervon verabschieden sich die Autoren auch von zwei Aspekten des Konzeptes. Zum einen geht es hierbei um ein zu einfach verfasstes Modell der sozialen Wirklichkeiten, die Männlichkeitskonfigurationen beeinflussen. Diesbezüglich wird von dem Versuch abgerückt alle Machtprozesse, die hegemoniale Männlichkeit herausbilden und erhalten, zu einem singulären Konzept zu einen. Diese Prozesse seien vom Zusammenspiel verschiedener Positionen (männlicher wie weiblicher) und deren Entgegenstellung etablierter hegemonialer Positionen geprägt. Zuletzt wenden sie sich davon ab, hegemoniale Männlichkeit als eine Ansammlung von Eigenschaften zu verstehen, weil diese Herangehensweise eine statische Vorstellung hegemonialer Männlichkeit, in Ausprägung bestimmter Typen von Charakteren befördere (vgl. Connel 2005:846f).

Reformulierungen sehen die Autor*innen in vier Punkten als notwendig. Zuerst geht es um die Rolle von Gender in hierarchisierenden Prozessen der Geschlechterverhältnisse. Es wird betont, dass es mit „emphasised Femininity“ eine Ergänzung, um die Betrachtung, des Anteils, den Frauen in der Herstellung und Unterstützung hegemonialer Männlichkeit haben, indem sie untergeordnete Rollen begrüßen. Insbesondere mit Einbezug neuer Positionen, die viele Frauen heutzutage einnehmen und den daraus entstehenden neuen Einflüssen. Auch die Beachtung vom Zusammenspiel verschiedener Männlichkeiten sei wichtig. Hierbei können alternative Aspekte in hegemonialen Positionen aufgegriffen werden, welche diese wiederum verändert. So können etwa protestierende Männlichkeiten in manchen Formen auf lokaler Ebene eine Hegemonialstellung einnehmen. Es bedürfe also eines ganzheitlichen Einbezug der Kräfte verschiedener Positionierungen in den Geschlechterverhältnissen und der Beachtung von anderen sozialen Einflüssen. Dies könne Anstoß für die Verbindung von Männlichkeitsforschung mit Erkenntnisansätzen aus anderen Forschungen sein (vgl. Connell 2005:847f).

Ein nächster Punkt ist die Erkenntnis, dass auf globaler Ebene spezielle Konfigurationen hegemonialer Männlichkeit beschreibbar sind. Hier sehen die Autoren die Notwendigkeit der Differenzierung geographischer Aspekte bezüglich Männlichkeiten. Sie schlagen vor, die Betrachtungen in lokale, regionale und globale Kategorien zu unterteilen. Auf lokaler Ebene spielen die direkten Kontakte und diesbezügliche Aushandlungsprozesse eine Rolle. Die regionale Ebene bezieht sich auf

spezielle Konstellationen, die sich in Kulturkreisen oder Nationen finden lassen, welche zum Beispiel aus politischen Bewegungen oder demographischen Gegebenheiten hervorgehen können. Und schließlich die globale Ebene, auf der sich, über regionale Konfigurationen hinweg, prägende Konstellationen oder Prozesse festhalten lassen. Dies geschieht etwa in weltpolitischer Auseinandersetzung, über Medien oder im Business. Zwischen diesen Ebenen lassen sich Prozesse des gegenseitigen Einflusses erkennen. So können regionale Männlichkeiten von transnationalen Positionen aufgegriffen werden und direkte Einwirkungen auf lokale Aushandlungsprozesse entfalten. Regionale Männlichkeiten können sich aus relevanten lokalen Praxen herausbilden, die wiederum einen Rahmen regionaler oder globaler hegemonialer Männlichkeit schaffen, welcher sich schließlich auf andere lokalen Prozesse auswirkt. Zwischen den Ebenen besteht also nicht zwangsläufig eine Hierarchie von groß zu klein, die globale Ebene werde in ihrer Wirkungsreichweite gar oft überschätzt, wohingegen die regionale Ebene zu wenig Beachtung zuteil werde, so Connell und Messerschmidt. Jedoch wird der globalen Kategorie eine wachsende Rolle in der Herstellung der Geschlechterverhältnisse zugeschrieben und sie kann wie beschrieben durchaus lokale, wie regionale Ebenen beeinflussen. Es bedürfe eines analytischen Modells, das dieses Zusammenspiel fassen und analysieren kann. So könnte etwa nachvollziehbar werden, warum lokale Auslebensformen hegemonialer Männlichkeit sich zwar in Teilen unterscheiden, aber sich auch stark überschneiden. Es ist hierin auch beschreibbar, wie auf lokaler Ebene Vielfältigkeit hegemonialer Praxen erkennbar ist, während auf regionaler oder globaler Ebene sich eher vereinheitlichte Konstellationen vorfinden (vgl. Connell 2005:849ff).

Ein nächster Punkt, in der die Theorie hegemonialer Männlichkeit Ergänzung bedarf, betrifft Körper und Verkörperung. Diese spielt für Identität und Verhalten eine große Rolle. So ist Sportlichkeit unter Jungen* eine wichtige Ressource, um hegemoniale Positionen zu erlangen. Es bedarf der Verbindung von Männlichkeit, Embodiment und des sozialen Kontextes. So können risikoorientierte Praktiken im Peerkontext, von solcher Relevanz für den Status von Jungen* sein, dass pädagogische Bestrebungen Jungen* dazu zu bringen, sich weniger an der normativen Ausrichtung von Gender zu orientieren, keinen Erfolg versprechen. Körper als bloße Zielfläche sozialer Konstruktionen zu sehen reiche nicht. Körper geben vor, in welchem Ausmaß an diesen Prozessen teilgenommen werden kann und haben somit Anteil an der Herstellung jener Konstruktionen. Des Weiteren sind Körper nicht eindeutige Indikatoren für Anteile an

geschlechterbeeinflussten sozialen Prozessen. So können Frauen oder Trans*menschen hegemoniale Männlichkeit ebenso verkörpern wie ablehnen (vgl. Connell 2005:851f). Schließlich stellen die Autor*innen heraus, dass Männlichkeiten in ihren vielschichtigen und widersprüchlichen Konstruktionen betrachtet werden müssen. Dies widerspricht einem einheitlichen Bild von Männlichkeit. So können auch hegemoniale Positionen zu sozialen, oder emotionalen Konflikten in bestimmten Lebensbereichen führen. Sie kann von Widersprüchen gespickt sein und selbst ein Bestreben zu Veränderung verkörpern. Geschlechterverhältnisse sind mit Spannungszuständen durchsetzt. Hegemoniale Positionen müssen, um ihre Hegemonie zu erhalten, Lösungen für diese Spannungen finden, oder sie werden von anderen abgelöst. Es ist nicht vorhersehbar welche Praktiken die richtigen Lösungen bieten und es besteht eine Offenheit was Ergebnisse des Wandels über Zeit betrifft. Es ist auch denkbar, dass männliche Hegemonie als solche versagt, diesen Spannungen gerecht zu werden und nicht weiter bestehen zu bleiben. Die Möglichkeit der Demokratisierung, der Geschlechterverhältnisse und der Auflösung von Machtverhältnissen sollte in dem Theoriegebilde hegemonialer Männlichkeit ebenso mit einbezogen werden, wie deren Prozesse zum Erhalt. Eine „positive Hegemonie“ als Alternative zu Unterdrückungsprozessen sei denkbar (vgl. Connell 2005:852f)

Abschließend sprechen sich die Autor*innen dafür aus, Konzepte als sich verändernde Gebilde zu sehen. So hat und wird hegemoniale Männlichkeit Veränderungen erleben. Diese bedürfen der kritischen Betrachtung und könnten ursprüngliche Potenziale, die in der Theorie lagen, entkräftigen. Die Theorie dürfe nicht als bloße Beschreibung fixer Charakterausbildungen dienen und müsse, die sich immer wandelnden und globalisierenden Geschlechterverhältnisse, immer konzeptuell mit einbeziehen (vgl. Connell 2005:853f)

Der Diskurs um hegemoniale Männlichkeit hört an dieser Stelle nicht auf. Aber bis hierhin ist deutlich geworden, dass das Konzept auch vor dem Hintergrund der Kritik nützlich bleibt. Im weiteren werden nun einige für diese Arbeit relevante Bezüge zu weiteren Theorien, bzw. Aspekten gezogen.

2.3 Zum Verhältnis hegemonialer Männlichkeit zum Habituskonzept Bourdieus

An vielen Stellen wird angemerkt, dass das Konzept hegemonialer Männlichkeit nur unzureichend darstellt, wie sich Männlichkeit im tatsächlichen Handeln herstellt. Wie genau das Konzept hegemonialer Männlichkeit auf das tatsächliche Handeln von

Männern* anwendbar ist, stellt Meuser dar (vgl. Meuser 2006). Hierzu schlägt er eine Verknüpfung mit dem Habituskonzept von Bourdieu vor. Dabei geht es darum dass sich hegemoniale Männlichkeit einerseits Weiblichkeit überordnet, andererseits die Aushandlungen in ernsten Spielen des Wettbewerbs unter sich austragen (vgl. Meuser 2006:164).

Im Folgenden wird die Verbindung des Konzeptes hegemonialer Männlichkeit mit Intersektionalität dargestellt, da diese auch in der Jungen*arbeit von Bedeutung ist.

2.4 Hegemoniale Männlichkeit und Intersektionalität

In dem unter 2.3 dargestellten Diskurs zur hegemonialen Männlichkeit wurde bereits erwähnt, dass Connell und Messerschmidt die Betrachtung von Unterdrückungsprozessen bei Männlichkeiten, in den Bezug zu anderen Aspekten wie Herkunft, Schicht, Körperlichkeiten, etc. setzen (vgl. Connell 2005:839). Dies findet sich im späteren Diskurs um Intersektionalität wieder. Intersektionalität beschreibt die Interferenzen, die aus verschiedenen Unterdrückungsprozessen entstehen (Schicht, Rassismus, Sexismus, etc.). Hierbei wird angestrebt, nicht einzelne dieser Anteile als Hauptursachen zu sehen und andere in den Hintergrund zu stellen. Es geht auch nicht um den bloßen Zusammenschluss der verschiedenen Aspekte an sich. Es geht viel mehr darum zu betrachten, wie im Einzelfall Unterdrückungszusammenhänge verfasst sind. Dies ermöglicht einen konkreten Blick auf die Lebensrealität von Betroffenen, ohne Geschlecht als zentrale Bedeutung von Unterdrückung in den Vordergrund zu stellen (vgl. Kraatz 2019:15). Hegemoniale Männlichkeit könnte in diesem Sinne als Teil von Intersektionalität verstanden werden.

2.5 Hegemoniale Positionen bei Jungen*

„[...] hegemoniale Männlichkeit wird unseres Erachtens vor allem von erwachsenen Männern eingenommen. Dennoch stellt sie für Jungen* einen Orientierungspunkt dar und auch diese messen sich im Prozess des Männlichkeit-übens immer wieder an hegemonialer Männlichkeit, bzw. werden daran gemessen“ (Debus/Stuve 2012:52) Somit lässt sich festhalten, dass hegemoniale Männlichkeit von Bedeutung für Jungen* ist. Michael May äußert sich hierzu wie folgt: „Selbst in den wohlfahrtsstaatlichen Analysen von Esping-Andersen et al.(2002) werden Kinder vorrangig in ihrer Rolle als zukünftige Arbeitskräfte und nicht als Kinder hier und jetzt mit eigenen Bürgerrechten (und -pflichten) betrachtet. Die Einführung des Begriffs der ‚generationalen Ordnung‘ in dem europäischen wohlfahrtsstaatlichen Diskurs (vgl. Wintersberger et al. 2007)

verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass das Konzept hegemonialer Männlichkeit wohl ebenfalls noch einer Erweiterung um die Generationenperspektive bedarf.“ (May 2010:152).

Budde schreibt, dass sich die hegemonialen Positionen unter Jungen* nicht direkt von jenen bei Männern* übertragen lassen. So sind wirtschaftliche oder politische Handlungsmöglichkeiten bei Jungen* weniger weitreichend. Bei Jungen* werden hegemoniale Positionen eher durch symbolische Handlungen und Verfasstheiten, wie Sportlichkeit oder der Darstellung intellektueller Überlegenheit errungen. Es geht nicht ausschließlich um körperliche Gewalt, sondern auch um subtile Verhaltensweisen, die Überlegenheit inszenieren. Diese Verhaltensweisen können, sofern nicht von Seiten der Pädagogen* reflektiert, leichtfertig als begrüßenswerte Stärken und Eigenschaften wahrgenommen und daraufhin bestärkt werden. In den Hintergrund gerät dabei, dass diese Verhaltensweisen eines Zugangs zu Ressourcen bedürfen, die sich aus familiären Gegebenheiten und der richtigen körperlichen Verfasstheit ergeben. Der Zugang zu diesen Ressourcen ist dabei einigen Jungen* verwehrt, was Ungleichheiten erzeugt (vgl. Budde 2016:37f). Komplizenhafte Männlichkeit erkennt die hegemoniale Männlichkeit an und stellt sie nicht infrage, obwohl den sich so positionierenden Jungen*, die hegemoniale Positionen nicht zugänglich ist. Sie wird von Jungen* eingenommen, wenn sie versuchen abzuwenden in stärker unterdrückte Positionen zu rutschen und somit Privilegien zu verlieren. So ist es keine freiwillige Entscheidung, da mit diesem ‚Abrutsch‘ eine existenzielle Bedrohung im Peerkontext einhergeht (vgl. Budde 2016:38).

Eine weitere wichtige Positionierung innerhalb der Binnenrelation stellt für die Jungen*arbeit die protestierende Männlichkeit dar. Sie gehört zu den marginalisierten Positionen und stellt sich ein, wenn die Erwartungen an eine dominierende Position sich nicht erfüllen. Dieses Ausbleiben wird dann durch konfliktorientiertes Verhalten eingefordert, da keine Ressourcen für andere Strategien vorhanden sind. Während hegemoniale Positionen eher subtil arbeiten, fallen protestierende Bewältigungsstrategien stärker auf und werden oftmals intensiver bearbeitet. Wenn dabei die Ursache dieses protestierenden Verhaltens in den verwehrt Zugängen natürlich erscheinender Hegemonie übersehen wird, dann verfehlt die Pädagogik das Ziel Herrschaftsverhältnissen kritisch gegenüberzutreten (vgl. Budde 2016:39f).

3. Jungen*arbeit

Das folgende Kapitel soll einen Einblick in die Jungen*arbeit geben. In diesem Kapitel werden zunächst die Entstehung und verschiedene Ansätze beleuchtet. Dann werden die Grundlagen der dargestellt und schließlich aktuellere Diskurse um Jungen*arbeit ausschnittshaft beschrieben

3.1 Entstehung, Ansätze und Strömungen

Pädagogik war von ihren Ursprüngen schon ein Thema, das sich mit der Erziehung von Jungen* auseinandergesetzt hat. Dies zeigt sich bereits in der Begrifflichkeit Pädagogik, was 'Knabenlehre' bedeutet. Jungen* waren früher diejenigen, deren Erziehung ein öffentliches Interesse erhielt. Denn nur sie wurden als Akteure des gesellschaftlichen Lebens gesehen, sei es in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Mädchen* hingegen wurden lediglich im privaten, häuslichen Umfeld erzogen (vgl. Sielert 2002:41). Sielert ordnet diese Phase dem ‚vor-diskursiven‘ Stadium zu. In diesem waren die Geschlechterverhältnisse akzeptiert und nicht Gegenstand der Auseinandersetzung über Widersprüche und Konflikte (vgl. Sielert 2002:17). Jene Pädagogik, die auch schon Jungen* betrifft, wird als nicht reflektierte Jungen*arbeit gefasst und der reflektierenden gegenübergestellt. Zweitere ist ein Resultat aus den folgend beschriebenen Prozessen (vgl. Bronner/Behnisch 2007:133).

In den 70ern wurde aus feministischen Bestrebungen, pädagogische Arbeit auf Geschlechter bezogen und Möglichkeiten für pädagogische, geschlechtsspezifische Arbeit mit Mädchen* erkämpft (vgl. Kunert-Zier 2005:25). Argumentative Grundlage war, dass das Private ebenso politisch sei, als Teil der Struktur, welche die Unterdrückung von Frauen erhält (vgl. ebd. S. 21). Ziel war es Selbstbestimmung und Unabhängigkeit in der Persönlichkeitsentfaltung von Mädchen* zu fördern (vgl. ebd. S. 25). Geschlechtsspezifische Jungen*arbeit war von Anfang an Teil der feministischen Pädagogik. Zunächst ging es vorrangig um den Schutz der Mädchen* in Form von antisexistischer Arbeit (vgl. ebd. S. 56). Eine Auseinandersetzung mit dieser wurde als unabdingbar gesehen, wobei es darum ging, dass männliche Pädagogen* „Männlichkeit, bei sich und den Jungen* problematisiert“, so die Aussage einer Berliner Pädagoginnengruppe (vgl. ebd. S. 25f). Diese Phase ordnet Sielert dem Skandalisierungsdiskurs zu, bei dem traditionelle Männlichkeit durch Skandalierungen in ihrer Problemhaftigkeit transparent gemacht wurde. Ziel dieser teils drastischen Zuschreibungen waren die patriarchalen Verhältnisse in die Kritik zu bringen und deren

weitreichende Macht über scheinbar alle gesellschaftlichen Bereiche hinweg herauszustellen (vgl. Sielert 2002:18ff). Bald darauf wurde festgestellt, dass Jungen*arbeit eine eigene konzeptionelle Stellung braucht und sich nicht lediglich als Stütze für die Umsetzung von Mädchen*arbeit verstehen kann. So entsteht bei Jungen* etwa Unverständnis und Aggression gegenüber der Sonderstellung, die Mädchen* durch geschlechtergetrennte Arbeit widerfährt. Oder gegenüber den Forderungen, daraus abgeleitete Konsequenzen in dem jugendarbeiterischen Alltag hereinzutragen. Diese müsse angemessen verarbeitet und kanalisiert werden, um sinnvoll arbeiten zu können. Vor diesem Hintergrund sind in den folgenden Jahren der Ansatz antisexistischer Jungen*arbeit begründet worden (vgl. ebd. S. 57). Während antisexistische Jungen*arbeit zu einer Betrachtung als eigenes Handlungsfeld verhilft, wurde der Ansatz bald darauf für seine Defizitorientierung kritisiert. Die Jungen* werden in ihren Lebenslagen und Bedürfnissen übersehen und es gibt keine Motivationsgrundlage aus sich selbst heraus. Lediglich in ihrer unterstützenden Rolle der Mädchen*arbeit und auf Grundlage der Stigmatisierung von Jungen* lasse sich keine geeignete pädagogische Arbeit vollziehen (vgl. Bronner/Behnisch 2007:134). Hier benennt Sielert den Defizitdiskurs. Er setzt sich mit den Problemen für Männer auseinander, die aus den sich wandelnden Geschlechtsverhältnissen entstehen. Diese Auseinandersetzung erzeugt mit der Betroffenheit der Männer eine motivationale Grundlage, sich mit den Problemfeldern auseinanderzusetzen (vgl. Sielert 2002:20ff). Die neunziger Jahre sind von Prozessen geprägt, die eine einfühlsamere Beachtung von Problemen und Lebenslagen von Jungen* ermöglichen. Jungen*arbeit erfährt in dieser Zeit eine konzeptionelle Ausreifung und eine Erweiterung auf Bereiche, in denen pädagogisch gearbeitet wird. Es entstehen weitere Ansätze, die dies gemein haben, sich dennoch beachtlich unterscheiden (vgl. Bronner/Behnisch 2007:135f). Sielert sieht hierin respektive allerdings auch einen vorschnellen Problemlösediskurs, bei der voreilige Lösungsansätze für die sogenannte ‚Identitätskrise‘ bei Männern gesucht wurden, die weiterhin auf der Idee einer männlichen Basisidentität fußte (vgl. Sielert 2002:22fff).

Bei dem von Sielert geprägten, reflektierenden Ansatz geht es um die Verbindung von Persönlichkeitsanteilen, die schon bestehen, mit jenen die unzugänglich sind. Es geht darum Jungen* mit den Eigenschaften zu akzeptieren, die sie ausfüllen und die als weiblich sexualisierten Verhaltensweisen zugänglich zu machen. Ziel ist die Erreichung von Androgynität, wobei es darum geht weibliche Aspekte zugänglich zu machen, die

von der ausgestalteten Männlichkeit verdeckt werden (vgl. Kunert-Zier 2005:64). Ein weiterer Ansatz ist die kritische bzw. identitätsorientierte Jungen*arbeit, von Böhnisch und Winter, wobei sich dieser an den Hürden und Unsicherheiten, die das Leben für Jungen* mit sich bringt orientiert und diese überwinden will (vgl. Bronner/Behnisch 2007:136). Bei Winter geht es darum, dass verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten und Gefühle wie Trauer, Schwäche, Scham oder dem ‚sich Unterwerfen‘ auch als Teile des Mann-seins gesehen werden, im Sinne einer Vielfältigkeit. Fehlende Beispiele vielfältiger Männlichkeiten für Jungen* führen dazu, dass kein Bezug zu diesen verschiedenen Aspekten aufgebaut wird. Die Schaffung dieser Selbstbezüge müsse zentrales Anliegen der Pädagogik sein (vgl. Kunert-Zier 2005:65). Der emanzipatorische Ansatz, der unter anderen von Schenk geprägt wurde, kritisiert den rein antisexistischen Ansatz, als nicht ausreichend. Der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit und des Sexismus gegenüber Jungen* habe Berechtigung. Als alleinigen pädagogischen Zugang übersehe er jedoch die Bindung der Jungen* an dieses Verhalten, durch gesellschaftliche Sanktionen, die sich bei davon abweichendem Verhalten einstellen können. Es müssen jene schwierigen Verhaltensweisen offengelegt werden, um dann in eine konstruktive Auseinandersetzung zu gehen, die nicht in bloßer Verunsicherung mündet. Der Ansatz solidarisiert sich mit der Belastungssituation, die durch den Anpassungsdruck entsteht, ohne außer Acht zu lassen, dass Jungen* auch Verantwortung als Verursacher diskriminierenden Verhaltens zukommt. Emanzipatorische Jungen*arbeit will Jungen* in ihrer Loslösung von ihrem Elternhaus und in ihrer Suche nach einer männlichen Identität stützen (vgl. ebd. S. 65f). Die Forderung nach Arbeit mit Jungen* in homoedukativen Settings greift Spoden mit dem geschlechtsspezifischen Ansatz auf. Dieser zielt drauf ab, Anpassungsdruck und Stress zu reduzieren und Eingeständnisse von verschiedensten Verhaltensweisen und Gefühlswelten zu ermöglichen (vgl. ebd. S. 66).

Der mythopoetische Ansatz positioniert sich etwas abseits. Diesem liegen symbolisch aufgeladene archaische Umzeichnungen von Männlichkeitsaspekten zugrunde. Biologisch begründete Unterschiede bei Geschlechtern werden als zentral und wichtig gesehen, während der geschlechterthoretische Diskurs nicht beachtet wird. Herrschaftskritik werden in der Pädagogik abgelehnt und Autorität wird als Qualitätsmerkmal pädagogischer Arbeit genutzt. Interventionen sind regelbetont und der Bezug der Jungen* zu Aggression ist die zentrale Thematik. Eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse wird nicht angestrebt. Etwaige Bestrebungen, wie die

Gestaltung von Partnerschaften auf Augenhöhe, werden gar abgewertet. Dieser Ansatz wird als Reaktion auf die Frauenbewegung gesehen, und trägt zur Verbreitung traditioneller Männlichkeitsbilder bei. Gleichzeitig entzieht er sich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Kunert-Zier spricht Verwunderung dafür aus, dass dieser Ansatz in der pädagogischen Fachwelt zum Teil Zuspruch, zumindest aber wenig Protest erfahren hat (vgl. ebd. S. 66f). Während in den 90er Jahren die Vielfalt der Ansätze einer wenig ausgebauten Praxis gegenüberstand (vgl. ebd. S. 67), entstand auf Grund vieler Studien in den 2000ern ein breiteres Interesse an Jungen*arbeit (vgl. Bronner/Behnisch 2007:136). Zudem unterzog sich der Diskurs um Männlichkeit im postmodernen Kontext einem Wandel, als dass von der Vorstellung einer bestimmten „richtigen“ Identität für Männer abgerückt wurde, zugunsten vielfältiger Ausgestaltungsmöglichkeiten. Problemlagen als Zentrum der Betrachtung wurden um den Blick bzw. der Suche nach Kompetenzen ergänzt oder gar abgelöst (vgl. Sielert 2002:25). Diese Abkehr von richtiger Identität spiegelt sich auch in der Jungen*arbeit mit einer Abkehr von eindeutigen Leitbildern wieder. Sie wurde weniger politisch aufgeladen, hin zu einem Augenmerk auf Professionalität, wobei die Differenzen zwischen den abgemildert wurden, damit sich die Praxis einfacher und kooperativer gestaltet (vgl. Kunert-Zier 2005:70f).

Ein weiterer Diskurs, der Einfluss auf Jungen*arbeit hatte, ist der des radikalen Dekonstruktivismus. Judith Butler, eine zentrale Vertreterin dieser Theorie, hat die Kategorisierung Mann-Frau komplett infrage gestellt. Grundlage ist die Annahme, dass selbst Körper von sozialen Konstruktionen beeinflusst seien und Geschlecht eine immer wiederkehrende Zuordnung zu einer Norm sei. Dies werde als Akt des „doing gender“ bezeichnet (vgl. Sielert 2002:28). Des Weiteren sei Geschlecht nicht gewichtiger, als andere Aspekte wie Herkunft, soziale Stellung oder Religion (vgl. ebd. S. 27). Hieraus, ergehe die Ablösung von Einteilungen, nach der Kategorie Geschlecht, durch selbstreflexive, individuelle Ausgestaltungsprozesse. Diese Erkenntnis wurde von der Queer-Theorie aufgegriffen, die die Dekonstruktion von Denkmustern und sozialen Kategorien durch Positionierungen, außerhalb dieser, zum Ziel hat. Für die Jungen*arbeit bedeute dies, dass sich von der Annahme verschiedener Männlichkeitstypen abgekehrt wird und die Bezeichnung „männlich“ nicht mehr getroffen werde. Dies hat Vor- und Nachteile, einerseits ermöglicht dies Zielkategorien aufzulösen und den Sog, sich essentiellen Denkmustern zu fügen, zu unterbrechen. Andererseits lässt sich kritisieren, dass dieser Dekonstruktion zunächst einmal eine

unreflektierte Herstellung dieser Konstruktionen vorangehen muss, was die Frage aufwirft, ob diese Dekonstruktionsprozesse in der Jungen*arbeit schon greifen können. Abgesehen davon wird gesagt, dass mit dieser Herangehensweise Schubladendenken überwunden wird und ein insgesamt freier Zugang zu Vielfalt entsteht (vgl. ebd. S. 28f). Diese Herangehensweise wird zum Beispiel von Thomas Viola Rieske aufgegriffen, indem die Frage aufgeworfen wird, inwiefern Jungen*arbeit queer sein kann. Hierin betont er, dass viele Agierende der Jungen*arbeit zunächst unhinterfragt von dem Bestehen der Kategorie Geschlecht ausgehen, wobei eine Differenzierung, was genau Junge* meint, ausbleibt und trans*- oder inter*geschlechtliche Jungen* nicht einbezogen werden (vgl. Rieske 2014:76). Es bestehen zwar enthierarchisierende und vom Normativen abweichende Tendenzen, wie etwa in der Auseinandersetzung mit Homophobie, aber es steckt in den Angeboten eine gewisse Heteronormativität. So etwa in der Thematisierung von Beziehungen von Mädchen* nur im partnerschaftlichen und nicht im freundschaftlichen Sinne, oder in der Nichtbearbeitung von queeren Thematiken. Marginalisierung von Unmännlichkeit und Orientierung an hegemonialer Männlichkeit werde somit reproduziert (vgl. ebd.). Vor dem Hintergrund der Erkenntnissen der Geschlechterforschung, des Gender-Mainstreamings und des Konzeptes der ‚Doing-Gender‘ wird Genderkompetenz als Qualifikation für Pädagog*innen in der Jungen*arbeit aber auch Institutionen gefordert (vgl. Kunert-Zier 2005:17f).

In diesen Ausführungen lässt sich erkennen, wie vielfältig die Strömungen und Ansätze in der Jungen*arbeit sind. Allerdings verdeutlicht ihr Ursprung in der feministischen Bewegung, dass die Männerbewegung sich erst als Reaktion mit Jungen*arbeit auseinandersetzt und von den Grundannahmen, die Jungen*arbeit hervorgebracht hat, abweichen. Dies und die offene Ablehnung von machtkritischen Positionen begründet, warum im weiteren Verlauf jene Ansätze nicht weiter oder höchstens kritisch beleuchtet werden und eher bedeutungslos für den Bezug zur hegemonialen Männlichkeit sind. Des Weiteren wird aus dem Wandel des Diskurses, der durch Sielerts Aussagen in dem oberen Abschnitt nachgezeichnet wurden deutlich, dass Ansätze immer wieder angepasst und revidiert werden. Dies deutet an, dass vor dem Hintergrund der Forderung von Genderkompetenz und der Kritik der unzureichenden Umsetzung dieser, ein kritischer Blick auf die Grundlagen der verschiedenen Praxisprojekte wichtig ist. Es gilt zu differenzieren, welche Ansätze machtkritische Prozesse unterstützen und welche nicht. Dies hilft zu erkennen, ob ein kritischer Bezug zu den Binnenrelationen unter

Männlichkeiten und der dazugehörigen Position, hegemonialer Männlichkeit hergestellt wird oder ob hegemoniale Positionen schlicht reproduziert und Unterdrückungsprozesse hinsichtlich marginalisierter Männlichkeit aufrecht erhalten werden.

Jürgen Budde (Jahreszahl) hat hierzu ein Analysemodell vorgeschlagen, auf das in Kapitel 4. eingegangen wird. Im weiteren Verlauf werden bei 3.2 zunächst einmal die Grundlagen der Jungen*arbeit beschrieben. Danach wird unter 3.3 ein Bezug zu aktuelleren Diskursen und Erkenntnissen um Jungen*arbeit dargestellt.

3.2 Grundlagen: Zielstellung, Handlungsfeld, Zielgruppe, Prinzipien, Methoden

3.2.1 Zielstellung und Handlungsfeld

In der Jungen*arbeit geht es darum, mittels Reflexion über Geschlechterverhältnisse Entwicklungen und Lernschritte bei Jungen* anzustoßen. Hierbei sollen verschiedene Möglichkeiten Junge* zu sein verdeutlicht werden und ein Austausch darüber entstehen. Es sollen Verhaltensweisen zugänglich gemacht werden, die in traditionellen Auffassungen über Männlichkeiten keinen Zuspruch finden. Auch sollen problematische Aspekte der Männlichkeit und Dysfunktion betrachtet, reflektiert und bearbeitet werden. Es geht auch um die Auseinandersetzung mit Grenzen und deren Überschreitung für und zwischen Jungen*. Darüber hinaus sollen Möglichkeiten geschaffen werden, sich dem Druck von Anforderungen zu entziehen, die bezüglich der Vorstellung ein „richtiger“ Junge* zu sein bestehen. Es soll eine Grundlage geschaffen werden die es Jungen* ermöglicht ihre eigenen Ausgestaltungen von Geschlechtsidentität und Verhalten zu leben. Zudem sollen positive Betrachtungen über Männlichkeit und deren Potentiale entwickelt werden. Und schließlich will Jungen*arbeit Beziehungsangebote zwischen Jungen* und Männern* schaffen woraus eine Auseinandersetzung angeregt werden soll, die Jungen* Selbsterfahrung bezüglich des eigenen Junge* Seins bietet. Mittels dieser Ziele soll eine Mündigkeit der Jungen* in der Herausbildung ihrer eigenen Geschlechtsidentität geschaffen werden (vgl. Bronner/Behnisch 2007:140f).

Sturzenhecker beschreibt die Ziele der Jungen*arbeit als eine kritische Auseinandersetzung mit vorherrschender Männlichkeit und den Geschlechterverhältnissen, die eine Veränderung anstrebt und den Jungen* diese ermöglicht (vgl. Winter 2002:37).

Zum Handlungsfeld lässt sich sagen, dass Jungen*arbeit als eine Sichtweise verstanden wird, die als eine sogenannte Querschnittsaufgabe betrachtet wird und in allen Feldern

zum Tragen kommt, in denen Jungen* in pädagogischen Settings von Interesse sind (vgl. Voigt-Kehlenbeck 2008:97). Dies kann zum Beispiel Schule, Einzelfallhilfe, Jugendpsychiatrie oder Jugendgerichtshilfe meinen. Jungen*arbeit erfährt zum Teil eine Institutionalisierung. Dies zeigt sich in Festanstellungen für Jungen*arbeiter in Einrichtungen (vgl. Budde 2014:47). Es findet vor allem aber auf Projektbasis von freien Trägern oder Honorarkräften statt und ist weiterhin recht wenig in schulischen oder institutionellen Kontext eingebaut (vgl. Schmidt 2010:187).

3.2.2 Zielgruppe

Jungen* werden als Zielgruppe bezeichnet ohne näher zu beschreiben wen Jungen* meint, obwohl deutlich wird, dass eine eingegrenzte Gruppe gemeint ist (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:277). Es bestehen bei Pädagogen* Annahmen über Jungen*, die u.a. von populärwissenschaftlichen Texten und Alltagsannahmen stammen. Was genau ein Junge* ist und wie Verhaltensweisen entstehen, sei nicht ausreichend empirisch durchleuchtet und bedarf der Überprüfung.

Biologistische Positionierungen können nicht genau klären wo biogenetische Ursachen von sozio-kulturellen abgelöst werden, und haben keine Alleingültigkeit, da feststehe, dass Menschen bio-psycho-soziale Wesen sind (vgl. ebd. S. 278). Im SGB VIII ist als Eingrenzung das Alter von 0 bis 27 genannt, wobei dies nicht sonderlich genau beschreibe, wie sich die Zielgruppe für die einzelnen Praxen zusammensetze. Es wird hinterfragt inwiefern die Dimension des Alters, das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der Zielgruppe ist (vgl. ebd. S. 277). Zwischen diesen, nicht für Eindeutigkeit sorgenden, Auseinandersetzungen steht die Jungen*arbeit vor der Herausforderung handlungsfähig zu bleiben, und sich dennoch der kritischen Auseinandersetzung mit ihrer Zielgruppe zu stellen (vgl. ebd. S. 279). Hierin steht die Gefahr unüberprüfte Annahmen über Jungen* als Grundlage für das pädagogische Handeln zu nutzen, die durch eine mittelständische, weiße Perspektive eingefärbt sind, Jungen* homogenisieren und Ausübungsmöglichkeiten einengen. Selbstverständnisse von Jungen* finden keine Beachtung und es entsteht eine Differenz in der Wahrnehmung zwischen Jungen* und Pädagogen*, die problematisch werden kann. Vorstellungen und generative Zuschreibungen führen in diesem Kontext dazu, dass „Jungen [...] auf diese Weise exklusiv als Scheiternde und Leidende positioniert sowie mit einem

Wiedergutmachungsbedarf versehen [werden]“ (Fegter 2012:16 zitiert nach Stecklina/Wienforth 2016:279). Dies kann zu Verdeckungszusammenhängen führen.

Dieser Lage wird entgegnet, dass bei Jungen* Vielfalt existiere, die nicht durch die oben erwähnten Annahmen über Jungen* wiedergegeben ist und deren Anerkennung gegen homogene Wahrnehmung der Zielgruppe wirke (vgl. ebd.). Es sei hierbei auch wichtig die Sozialisationszusammenhänge der einzelnen Jungen* zu beachten, die diese Vielfalt hervorbringt. Hier seien Hinweise ablesbar, die eventuelle Marginalisierung oder die Profite patriarchaler Dividende, durch hegemoniale Positionen aufdecken können, da sich diese oft aus den Bedingungen der Sozialisation ergeben. Der Einbezug intersektionaler Betrachtungen der Zielgruppe seitens der Pädagogen* sei nötig (vgl. ebd. S. 280). Die Betrachtung der Lebenswelten von Jungen* mit Familie, Schule, Peergroup, Freundschaften und Partnerschaften als wichtige Orte der Sozialisation, ist wichtig für die pädagogische Arbeit. Hier werden Startbedingungen und damit einherkommende Bewältigungshürden deutlich. Insbesondere die Peergroups als Experimentierfelder der Identitätsbildung finden in der pädagogischen Fachwelt zu wenig Aufmerksamkeit (vgl. ebd. S. 281f). Bewältigungsstrategien, wie die Fähigkeit mit Problemen, Lebenssituationen und schwierigen Konstellationen umzugehen, sodass sich persönliche Zufriedenheit einstellt, sind zentral für die Konstruktionen von Männlichkeit. Diese ergeben sich aus der Einübung von geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen von klein auf. Sie können von männlichkeitsstereotypen Mustern durchdrungen sein, weswegen der bewusste Ausschluss von diesen in pädagogischen Settings die Herausbildung einer ausgeglichenen Persönlichkeitsstruktur befördern kann (vgl. ebd. S. 282f).

Jungen* wie Männer* sind meist vom sogenannten Externalisierungsprinzip geprägt. Dies ist ein auf psychologischer Ebene abspielendes Bewältigungsmuster von Lebenssituationen. Hierbei wird sich nach außen gerichtet, die Erlebnisse werden rational aufgearbeitet und orientieren sich an der Umwelt. Ein Selbstbezug zu Anteilen, die sich nicht in dieser Logik verorten, werden nicht akzeptiert und als unmännlich besetzt. So sind Jungen* oft in der Position, Schwäche und Gefühle abzuwerten und verwehren sich so eines Selbstbezuges, der all jene nicht rational fassbaren Erlebniswelten mit einbezieht. Dies sei jedoch wichtig, um einen ausgeglichenen Bezug zu Männlichkeit herzustellen und in Krisensituationen nicht immer auf traditionelle Männlichkeitshandlungen zurück zu greifen. Im Verhalten von Jungen* äußert sich dies in einer steten Kommunikation über die Außenwelt, Technik, Konkurrenz und eine

fehlende Auseinandersetzung mit den eigenen Empfindungen und Bedürfnissen. Eine Konfrontation mit diesen führt oft zu ritualisierten, zwanghaften Handlungsmustern mittels derer sich Jungen* Männlichkeit im Sinne der Externalisierung versichern (vgl. Böhnisch 2013:34ff).

Aus den Bestrebungen dieses Prinzip um einen Selbstbezug zu ergänzen und die Abspaltung von Persönlichkeiten zu umgehen, entsteht eine Bedürftigkeit, die den globalen Wirtschaftslogiken widerspricht. Dergleichen fordern nämlich immer vehementer eine Unterwerfung der Männer* Externalisierung. Daraus entstehen neue Spannungszustände und der Zwang das Zu-sich-kommen zu unterlassen, weil ein möglicher, damit einhergehender Kontrollverlust Zugänge zu diesen Wirtschaftslogiken verwehrt (vgl. ebd. S. 37). Da das Externalisierungsprinzip schon von klein auf erlernt wird (vgl. ebd. S. 35), sind auch Jungen* davon betroffen. Gerade in männlich geprägten Peer-Groups besteht ein Druck dieses Prinzip zu verkörpern. Es ist als Sozialisationsmerkmal über das ganze Leben hinweg strukturell gefordert und präsent (vgl. ebd. S. 37)

3.2.2 Prinzipien

Im Folgenden werden die Prinzipien der Jungen*arbeit beschrieben.

Ein erster zentraler Punkt ist, dass Jungen*arbeit nicht an einem technischen Methodenverständnis orientiert ist, sondern als Haltung bzw. Sichtweise verstanden wird. Sichtweise ist sie insofern als, dass es darum geht Verhalten und Hürden von Jungen* auf Grundlage einer kritischen Auseinandersetzung von Geschlechterverhältnissen zu interpretieren (vgl. Sturzenhecker 2002:37). Bei der Haltung geht es einerseits um das Verständnis der Männlichkeitskonstruktionen, seitens der Pädagog*innen und deren Selbstbezug und politischer Positionierung, in dieser Hinsicht. Diese selbstkritische Auseinandersetzung wird als Grundvoraussetzung für Erfolg bringende Jungen*arbeit aufgefasst und kann das Risiko mindern, traditionelle Männlichkeitsbilder zu reproduzieren. Des Weiteren ist mit Haltung eine Positionierung gegenüber Jungen* verbunden, die sowohl kritische Aspekte aufzeigt, als auch eine parteiliche Positionierungen zu der Bedürftigkeit und den Herausforderungen, die Männlichkeitsanforderungen für Jungen* mit sich bringen beinhaltet (vgl. Budde 2014:49). Jungen*arbeit als Sichtweise aufzufassen qualifiziert sie zudem zur

Querschnittsaufgabe, die sich in allen pädagogischen Settings, an denen Jungen* teilhaben, abspielen kann (vgl. Kraatz 2019:33).

Als weiteres Prinzip wird Geschlechtsbezogenheit und Arbeitsweisen in geschlechtshomogenen Gruppen genannt. Dies ist kein Wert an sich, sondern eher als Methode zur Umsetzung der Ziele, der Jungen*arbeit zu verstehen (vgl. Sturzenhecker 2002:39). Homosoziale Peergruppen haben eine große Relevanz für die Ausbildung von Identität (vgl. Kraatz 2019:33). „Die homosozialen Jungen*gruppen, die u. a. Meuser als Orte oft restriktiven Anpassungsdrucks an traditionelle Normen der Zweigeschlechtlichkeit beschreibt, werden somit in der Jungen*arbeit bewusst als Rahmung für pädagogisch begleitete Prozesse gewählt.“ (Kraatz 2019:33). Die Arbeit mit homogenen Jungen*gruppen erhält einen besonderen Stellenwert in der Jungen*arbeit. Dies ist nützlich, da es Jungen* so leichter fällt über bestimmte Themen zu reden, wie etwa Sexualität, Ängste oder Unsicherheiten. Zudem fallen hier Ungleichverhältnisse, etwa in der Care-arbeit deutlicher auf, weil Automatismen, in denen Mädchen* von sich aus fürsorgende Handlungen übernehmen, nicht greifen und Jungen* sich in diesen Rollen erproben können, aus Notwendigkeit heraus. Außerdem hebt es die Dynamik in der sich „die“ Jungen* von „den“ Mädchen* abgrenzen und nimmt den Druck Geschlechtsidentität repräsentieren und verteidigen zu müssen. Nachteil an diesem Prinzip ist jedoch, dass Geschlechterverhältnisse dadurch festgeschrieben werden könnten und eine Positionierung als „männlich“ einhergeht (vgl. Budde 2014:50f). Es bestehen positive Aspekte, wie eine gegenseitige Unterstützung, die aufgenommen werden sollte, es bedürfe allerdings auch der kritischen Auseinandersetzung mit den Gefahren geschlechterhomogener Arbeit, so etwa der Durchsetzung von Männlichkeitsnormen oder der Abwertung von Frauen* (vgl. Sturzenhecker 2002:41).

Jungen*arbeit ist Beziehungsarbeit. Dieses weitere Prinzip der Jungen*arbeit ist wichtig, da davon ausgegangen wird, dass es Jungen* oft schwerfällt in intensive emotionale Beziehung zu anderen zu treten. Für die Aufnahme dieser Beziehungen, wird der Pädagogen* als wichtigstes „Werkzeug“ mit den Jungen* in Kontakt zu treten. Seine Haltungen und Handlungen sind hierbei von Relevanz und sollten, um erfolgreiche Beziehungen herbeizuführen, auf pädagogischen Kontakt, Parteilichkeit, Solidarität und Beziehungsgestalt fußen (vgl. Budde 2014:48f). Sturzenhecker beschreibt diesbezüglich drei Prinzipien: „Für uns“ im Sinne einer Betonung des Eigeninteresses von Jungen* einen eigenständigen Bezug zur Männlichkeitsidentität

herzustellen, positive Aspekte auszuleben bzw. erschließen und problematisches Verhalten zu verändern. „Über uns“ bezieht sich darauf, dass sich in den Themen die bei Jungen*arbeit bearbeitet werden, an den Lebenswelten, Problemen und Interessen spezifisch von Jungen* orientieren sollte. Und „unter uns“ die Auseinandersetzung mit Männlichkeit eigenständig und ohne Hilfe oder Abgrenzung, von und zu Mädchen*, stattfinden sollte. Um in Kontakt mit Jungen* zu treten bedürfe es eines Schutzes vor Hinterfragung oder Bloßstellung, um versteckte Ängste der Jungen* zugänglich und bearbeitbar zu machen (vgl. Sturzenhecker 2002:41ff). Zudem brauche es Zugänge zu Themen durch kreative Gestaltung, um Abstrakte Auseinandersetzung und Anknüpfungspunkte zugänglich zu machen. Dies könne Abwehrreaktionen umgehen, die beim direkten Ansprechen hervortreten könnten(vgl. ebd. S. 46). Die Begegnungen müssen auf Akzeptanz fußen und sich nicht um die Schuldfrage drehen. Dies ist Voraussetzung für ein Vertrauensverhältnis der Jungen* zu Pädagogen*, um Hinterfragung des eigenen Verhaltens und Identität möglich zu machen. Jedoch ist das Ziehen von Grenzen auch wichtig und führt bei einer akzeptierenden Grundstimmung zur Intensivierung der Auseinandersetzung (vgl. ebd. S. 47). Es gilt auch Ausdrucksmöglichkeiten für Gefühle mit den Jungen* zu erarbeiten, da diese meist unzugänglich sind. Hierbei ist es nützlich die womöglich derbe Jugendsprache nicht grundlegend abzulehnen und dahinter stehende Bedürfnisse zu erkennen und aufzugreifen (vgl. ebd. S. 47f). Letzteres ist eine Grundlage der Beziehungsgestaltung, die gemeinsame Erarbeitung und Etablierung von Regeln und der Übernahme von Verantwortung. Dies birgt das Erkenntnispotential, dass Regeln nicht immer hierarchisch entstehen und durchgesetzt werden, was die Motivation stärkt sich auf diese Einzulassen. Und es verhindert, dass sich Verantwortung entlang traditioneller Geschlechterverhältnisse verteilt (vgl. ebd. S. 48f).

Ein weiterer Grundsatz der Jungen*arbeit ist, dass Pädagogen* sich mit dem männlichen Geschlecht identifizieren. Dies wird damit begründet, dass einerseits männliche Vorbilder in der Erziehung von Jungen* oft wenig vorhanden sind. Zum anderen wird davon ausgegangen, dass so eine größere Nähe bei Jungen* und Pädagogen* erwartet wird. Als positiv wird hier auch erwähnt, dass männliche Pädagogen* vermehrt in pädagogische Praxis eingebunden werden und Institutionen ausgeglichene Geschlechterverhältnisse ausbilden. Kritisch hieran wird eine Reduktion der Auswahl von Fachkräften, die auf biologische Aspekte stattfindet. Es bestehen Bestrebungen mit Methoden wie Crosswork, etwa in Form der Arbeit von

Pädagoginnen* mit Jungen*, diesen Grundsatz zu öffnen (vgl. Budde 2014:51f). Mit der Selbstreflexion als Qualifikation für Pädagogen* wird davon ausgegangen, dass erlebte und reflektierte Männlichkeitskonstruktionen einen Zugang zur Auseinandersetzung mit Krisen und Themen der Jungen* ermöglicht. Es wird vermieden ausweichen zu müssen, wie es der Fall sein könnte wenn Aspekte nicht reflektiert oder bei Pädagogen* mit Ängsten besetzt sind. Bei männlichen Pädagogen* wird ein größeres Verständnis angenommen für die Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Ängste von Jungen*. Dem ist so, da Pädagogen* selbst diese Erlebnisse durchlebt und reflektiert haben. So werden auch Methoden zugänglicher, weil sie in einem Selbstbezug zu den Pädagogen* stehen, erfahrbar sind (vgl. Sturzenhecker 2002: 49ff). Es wird erwartet, dass Pädagogen* die eigenen Männlichkeitskonstruktionen erkennen und deren Verortung in den vorherrschenden Machtverhältnissen bezüglich Geschlecht. Somit wird verhindert diese Verhältnisse einfach nur zu reproduzieren (vgl. ebd. S. 49). Es bedarf der eigenen Positionierung welche Rollen angeboten werden, bezüglich männlicher Identität und Praktiken, und dem Durchdringen, der darin liegenden Grenzen und Schwierigkeiten (vgl. ebd. S. 51). Diese Reflexionsprozesse sollten auch in der Präsenz der Jungen* stattfinden, um Interesse zur Selbstauseinandersetzung bei Jungen* anzuregen (vgl. ebd. S. 52).

Und ein letztes Prinzip ist es, die Praxis an theoretischen Erkenntnissen der Geschlechterforschung zu orientieren und Vielfalt in den Auslebensformen von Männlichkeiten aufzuzeigen und zu erschließen. Jungen*arbeit braucht eine Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen. Es muss die Bedeutung von Männlichkeit für individuelle, soziale und gesellschaftliche Verhältnisse geklärt werden und in die pädagogische Arbeit eingebunden werden (vgl. Bronner/Behnisch 2007:140). Um die Ansprüche der Geschlechterforschung umsetzen zu können, müssen Handlungsmöglichkeiten geschaffen werden, die Alternativen zu traditionellen Verhältnissen bilden. Erster Schritt hierbei ist, den Jungen* verstehen zu helfen, wo sie von den Normvorstellungen über Männlichkeit und entsprechenden Verhaltensweisen abweichen. Durch das Erkennen von „Ausnahmen“ erschließt sich die Möglichkeit Verhaltensweisen zugänglich zu machen, die nicht in diese Vorstellungen passen. Hierin liegt ein Potential der Veränderung, das sich auch den Jungen* zeigt, wenn sie „andere“ Männlichkeit erleben können (vgl. Sturzenhecker 2002:58f).

An dieser Stelle lässt sich noch das Modell balancierten Junge* und Mann*-seins erwähnen. Dieses Konzept beschreibt mögliche Aspekte die Eigenschaften einer

Persönlichkeit sein können, mittels derer aus positiver Perspektive ein Orientierungsrahmen zum pädagogischen Arbeiten mit Jungen*, aber auch möglicherweise Mädchen* geschaffen wird. Es geht darum Handlungsmöglichkeiten von Adressat*innen zu ergänzen, um den Herausforderungen der Lebensbewältigung zu begegnen. Diese Theorie hat zum Ziel theoretische Überlegungen der Gender Studies anzuwenden ohne diese thematisieren zu müssen und somit Überforderung und Orientierungslosigkeit seitens der Fachkräfte zu umgehen (vgl. Winter/Neubauer 2002:29ff).

3.2.3 Methoden

Obwohl Jungen*arbeit als Sichtweise betrachtet wird, lassen sich doch Methoden festhalten, die in der Jungen*arbeit relevant sind. Hierbei gilt es allerdings zu beachten, dass eine rein methodische Herangehensweise die Gefahr birgt, die Lebenswelt und Entwicklungsaufgaben zu vereinfachen und Festlegungen, durch methodische Lösungen für Problematiken zu erzeugen (vgl. Sturzenhecker 2002:38f). Jungen*arbeit greift hauptsächlich auf handlungs-, erlebnisorientierte und darstellende (z.B. Theaterpädagogik) Methoden zurück (vgl. Budde 2014:52f). Bei darstellenden Methoden werden Ausdrucksmöglichkeiten angeboten, die tatsächliches (geschlechtsspezifisches) Verhalten der Jungen* abbilden. Diese Abbildung macht die Verhaltensweisen begreifbar, sie werden quasi durch einen Schaffungsprozess angeeignet. Dieser Prozess schafft Selbstbewusstsein und gleichzeitig einen abstrahierend-distanzierenden Blick auf eigenes Verhalten, was einen Rahmen schafft, um sich damit auseinanderzusetzen und kritikfähig zu werden. Pädagogen* können hierbei Themen im Hintergrund mit geeigneten Fragen aufgreifen und Perspektiven darstellen, die nicht unmittelbar dem Bewusstsein der Jungen* entspringen (vgl. Sturzenhecker 2002:46). Dabei ist eine gute Ressource die Sprache der Jungen* anzunehmen, auch wenn sie nicht von großer Einfühlsamkeit zeugt, denn hinter etwa grobschlächtigen Aussagen, verbergen sich Ängste und Unsicherheiten, die die Jungen* aufgrund des Anforderungsdruckes nicht offen zugeben können bzw. wollen. Hier gilt es die Hintergründe zu erkennen, anzunehmen und sachlich-akzeptierend aufzugreifen (vgl. Bronner/Behnisch 2007:232).

Generell gilt für die Jungen*arbeit, wie schon aus den vorherigen Aussagen hervorgehend, dass Selbstreflexion wichtiger ist als die Methodenwahl (vgl. Sutzenhecker 2002:38f).

3.3. Aktuelle Auseinandersetzungen mit Jungen*arbeit

Wie bereits erwähnt, bewegt sich Jungen*arbeit in einem Spannungsfeld unterschiedlicher und widersprüchlicher Haltungen, Auffassungen und Theorien. Sie steht vor vielen Herausforderungen und Widersprüchen und muss diese aushalten bzw. auflösen, um sich Handlungsfähigkeit erhalten zu können (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:277). Der Diskurs um Jungen*arbeit zeigt, dass es der Anpassung und Auseinandersetzung in allen Ebenen bedarf, wie etwa bei Stecklina und Wienforth mit ihrer Veröffentlichung „Impulse für die Jungenarbeit“ verdeutlicht wird (vgl. Stecklina/Wienforth 2016). Diese Anpassungen und Auseinandersetzungen sind weitreichend und können in dem begrenzten Rahmen dieser Arbeit nicht zur Gänze dargestellt werden. Deswegen werden einige zentrale Forderungen zu den verschiedenen Ebenen dargestellt, ohne Anspruch zu erheben, den Diskurs vollständig zu erfassen.

So ist etwa das Verhältnis von Jungen*arbeit zu den Erkenntnissen der gender studies insofern geprägt, als dass sich Jungen*arbeit einerseits auf Geschlecht und Gender bezieht und dadurch ihren Stand als spezifisches Handlungsfeld begründet (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:289). Andererseits sind die aus den gender studies hervorgehenden Theorien in der Praxis wenig geläufig. So auch das in dieser Arbeit behandelte Konzept hegemonialer Männlichkeit (vgl. ebd. S. 290). Die Fehlende Auseinandersetzung wird von missverständlichen Annahmen begleitet. Es werden dekonstruktivistischen Ansätzen eine Handlungsaufforderung zum „Wegnehmens“ von Geschlechterkategorien verstanden oder eine Negierung biologisch-anatomischer Tatsachen angenommen, die so nicht aus den Theorien hervorgehen (vgl. ebd. S. 290f). Es bedarf also einer umfassenderen Beschäftigung mit diesen Theorien und deren Einbezug zur Praxis und Verknüpfung mit Theorien der sozialen Arbeit (vgl. ebd. S. 289f). Zudem wird aus den gender studies eine hierarchische Anordnung in den Geschlechterverhältnissen deutlich. Um dieser und resultierenden Ungleichheiten zu entgegnen, sei eine herrschaftskritische Haltung vonnöten, so Beinwald. Jungen*arbeit

müsse sich im stärkeren Ausmaß politisch positionieren, um nicht die Verhältnisse bloß zu reproduzieren (vgl. Bienwald 2016:264f)

Es wird eine weitreichendere Auseinandersetzung damit gefordert, was Jungen*arbeit selbst ist,. Sei es bezüglich des Verhältnisses zu Mädchen*arbeit oder zugrundeliegender Auffassung von Männlichkeit und diesbezügliche notwendiger Öffnung (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:286) für diejenigen, die davon betroffen sind, aber nicht in engere Kategorien passen (vgl. ebd. S. 300). Die Anpassung des Selbstverständnis wird als Grundlage für die Entwicklung einer angemessenen Professionalität sowohl in Haltung, wie im Verhalten der Fachkräfte gesehen (vgl. ebd. S. 286)

Zu den Zielen der Jungen*arbeit gilt es zu evaulieren, welche Auffassungen über Geschlecht zugrundeliegen, welche gesellschaftlichen Aufträge bestehen und welche Ziele sich aus Perspektive der Jungen* ergeben. Es gilt das Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle auszuloten und wie sich zu sozialen Anforderungen und Normen verortet wird. Hierbei besteht auch immer wieder Klärungsbedarf, inwiefern die verscheiden Aufträge anzunehmen bzw. abzulehnen sind. Wenn es um Kontrolle geht steht Jungen*arbeit vor der Aufgabe dies mit Prämissen der Freiwilligkeit der Angebote zu vereinen. All diese Überlegungen müssen weiterhin mit den Rahmenbedingungen und damit in Verbindung stehenden Fördermöglichkeiten abgestimmt werden(vgl. ebd. S. 286f).

Auch die Prinzipien auf denen Jungen*arbeit handelt müssen überdacht werden. So hat sich etwa die Annahme, dass Jungen* durch Erfahrungsräume alternativer weisen Männlichkeit auszuleben, problematische Konstruktionen überwinden können, als widersprüchlich gezeigt (vgl. Budde 2014:133). Diesbezüglich beschreibt Budde, dass einerseits diese Erfahrungsräume von Annahmen über Jungen* seitens der Fachkräfte geprägt sind und diese Annahmen oft traditionell orientiert sind und Handlungsmöglichkeiten eingrenzen. Und auch auf Seiten der Jungen* werden in jenen Erfahrungsräumen oft klassische Verständnisse von Genderrollen eingenommen, grade wenn sie nicht mit konkreten Erkenntnissen von etwa Bewältigungsmöglichkeiten in Bezug gesetzt werden (vgl. ebd. S. 145f).

Auch die Vorstellung, dass männliche Fachkräfte als Vorbilder für die Jungen* gebraucht werden, stellt sich in zwei Tendenzen als schwierig dar. Es lässt sich sagen, dass in der Differenz zwischen der Männlichkeistkonstruktionen der Pädagogen* gegenüber den Jungen* das Lernpotential hierbei ausmacht. Einerseits kann es sein,

dass diese Differenz so groß ist, so dass sie sich nur schwer auf die Lebenswelt der Jungen* übertragen lässt. Andererseits schwindet sie in den Momenten des gegenseitigen Verstehens, wobei sich die Lernpotentiale auflösen (vgl. ebd. S. 158f)

Warum homoedukative Settings ein sinnvolles Prinzip der Jungen*arbeit sind wurde unter 3.2.2 ausgeführt. Vor dem Hintergrund einer homogenisierenden Wahrnehmung, reifizierender Aspekte und der These aus den gender studies, dass die dichotome Wahrnehmung von Geschlecht problematisch ist, erscheint es notwendig dieses Prinzip zu überdenken. Hier setzen Konzepte wie doing gender und cross work an. Doing gender richtet den Blick darauf wie Geschlecht hergestellt wird und setzt nicht die Unterschiede zwischen Geschlechtern in den Fokus, sondern die Art und Weise wie unterschieden wird. Hierbei geraten die Jungen* als Subjekte in Betrachtung, wobei unterschiedliche Persönlichkeitsaspekte wahrgenommen werden und somit der Blick auf die Gruppe nicht einen homogenen Eindruck der verschiedenen Jungen* hinterlässt. Somit kann Anpassungsdruck vermindert werden. Diese Betrachtungsweise legt nicht von vornherein fest, in welchen Ausmaß Jungen* eine männliche Geschlechtsidentität annehmen sollen. Die Herangehensweise des Doing-Gender zugrundelegend, können verschiedene Möglichkeiten Jungen*arbeit stattfinden zu lassen festgehalten werden. Der homoedukative Rahmen wird nicht per se abgelehnt. Es bietet sich jedoch an, diesen gezielt einzusetzen und durch heteroedukative Gruppen und Cross-Work, also der Arbeit von weiblich gelesenen Pädagoginnen mit Jungen* und umgekehrt zu ergänzen, um ihn von seinen reifizierenden Effekten zu entbinden (vgl. Kraatz 2019:63).

Darüber hinaus wird diskutiert, dass es einer Hinterfragung der Jungen*arbeit aus intersektionaler Perspektive bedarf. Es bestehe die Gefahr der Diskriminierung auf verschiedenen Ebenen von Fachkräften übersehen oder gar erzeugt werden. So werden etwa die Gefahr dass bei Jungen* hegemoniale Positionen gefördert werden (vgl. Kraatz 2019:50f). In diesem Zuge muss beleuchtet werden inwiefern diese Diskriminierung und Unterdrückung erzeugen (vgl. Debus/Stuve 2012:52)

In diesem Kapitel wurde Jungen*arbeit dargestellt. Es wurden verschiedene Ansätze aufgezeigt, die sehr unterschiedlich ausfallen und zum Teil mit heutiger Praxis in Verbindung stehen. Es wurde auch die Tendenz festgestellt, dass zugunsten einer einheitlicheren Praxis Differenzierungen der einzelnen Ansätze geschmälert. Die Grundlagen von Jungen*arbeit wurden dargestellt und es wurde ein Einblick in den Diskurs um Jungen*arbeit gegeben. Auch wenn das Kapitel in erster Linie zum Ziel hat

zu beschreiben was Jungen*arbeit ausmacht, werden im nächsten Abschnitt einige Aspekte aufgegriffen um die Bezüge zur hegemonialen Männlichkeit herauszuarbeiten.

4. Bezugspunkte hegemonialer Männlichkeit und Jungen*arbeit

Im Folgenden wird dargestellt, inwiefern hegemoniale Männlichkeit von Jungen*arbeit aufgegriffen wird. Dies lässt sich wie folgt unterteilen. Einerseits bestehen direkte Bezüge, bei denen ausdrücklich hegemoniale Männlichkeit erwähnt wird und andererseits indirekte Bezüge, wo Aussagen zwar hegemoniale Männlichkeit nicht benennen, sich aber dennoch eine Verküpfung herstellen lässt.

Schließlich werden in diesem Teil auch Grenzen beschrieben, die einen Bezug von Jungen*arbeit zur Theorie hegemonialer Männlichkeit erschweren oder verhindern.

4.1 Direkte Bezüge

Ein erster Bezug besteht bei der Betrachtung hegemonialer Positionen unter Jungen*. Wie unter Punkt 2.5 dieser Arbeit dargestellt, sind hegemoniale Positionen unter Jungen* von Bedeutung. Debus und Stuve weisen in diesem Kontext darauf hin, dass Eigenschaften, die sich diesen Positionen zuordnen lassen, von Fachkräften häufig begrüßt und gefördert werden. Diese übersehen den unterdrückenden Anteil daran und fordern diese Eigenschaften zwar nicht grundlegend abzulehnen, aber dennoch stets zu überprüfen wer darunter leidet. Darüber hinaus weisen sie darauf hin dass Jungen* in solchen Positionen als legitim und angenehm wahrgenommen werden und vor „Störfällen“ in den Hintergrund geraten. Diese „Störfälle“ werden dann wiederum skandalisiert und stärker bearbeitet (vgl. Debus/Stuve 2012:52). Hier wäre die unter 2.5 erwähnte protestierende Männlichkeit eine angebrachte Grundlage für weitergehende Betrachtungen.

Sielert beschreibt, dass im Zuge der Betrachtung der Geschlechterverhältnisse hegemoniale Männlichkeit verdeutlicht, dass Geschlechtergerechtigkeit angestrebt wird, ohne dass die ökonomische Aspekte angegangen werden. Hausarbeit wird immer noch gegenüber wirtschaftlicher Selbstverwirklichung untergeordnet bzw. abgewertet, Was eine Umorientierung in Männlichkeitskonstruktionen abseits von traditionellen Vorstellungen erschwert. Zugänge für Jungen* zu fürsorgende, empathische

Verhaltensweisen wurden von Bildung nicht ausreichend geschaffen und der Sozialstaat greift Sozialintegration von Jungen* und Männern nicht auf (vgl. Sielert 2002:39f).

Bei der Wahl der Themen von Jungen*arbeit wird auch ein direkter Bezug hergestellt. Unter 3.1 ist ausgebreitet, wie Rieske beschreibt, dass die Auswahl der Themen heteronormativ sind und hegemoniale Männlichkeit somit reproduziert wird (vgl. Rieske 2014:76).

Bei der Auseinandersetzung darum, ob Jungen*arbeit eher identitätsorientiert oder identitätskritisch arbeiten soll, stellt Budde einen weiteren Bezug zu hegemonialer Männlichkeit her. Er beschreibt, dass identitätsorientierte Jungen*arbeit Jungen* in ihrer Identität fördern will, da sie von einer generellen Verunsicherung von Jungen* ausgeht, die durch gesellschaftlichen Wandel entsteht. Identitätskritische Ansätze halten dem entgegen, dass durch die Bestärkung einer bestimmten Identität Möglichkeiten alternativen wahrzunehmen oder auszuleben eingeschränkt werden. Bei jenen identitätskritischen Ansätzen, ist unter Bezugnahme auf die Theorie hegemonialer Männlichkeit Kritik an den Machtstrukturen von Geschlecht ausgedrückt, während identitätsorientierte Ansätze keine Bezüge zu der Theorie herstellen und Männlichkeit lediglich von einer feminisierten Gesellschaft unterdrückt sehen (vgl. Budde 2014:55f). Vor diesem Hintergrund entwickelt Budde ein Analysemodell mit dem er Praxisprojekte nach den Dimensionen der Identität und der Haltung zur Macht beurteilt (vgl. ebd. S. 63). Unter Betrachtung von jungen*arbeiterischen Praktikaangebote, Parcours und Seminare zieht er den Schluss, dass in den Seminaren durchaus eine machtkritische Perspektive eingenommen wird. Hingegen wird in Parcours und Praktikaangeboten alternativen zu typischen Männlichkeitskonstruktionen zwar angeboten, allerdings ist der gesellschaftliche Kontext im Sinne einer Machtkritik nicht einbezogen (vgl. ebd. S. 129).

Im Zuge dieser Betrachtung der Praxis, trifft Budde auch Aussagen bezüglich hegemonialer Männlichkeit, in der Auseinandersetzung mit speziellen Angeboten der Jungen*arbeit. Budde beschreibt ein Praxisprojekt, bei dem Schnupperpraktika Angeboten wurden, die als „Frauenberufe“ zusammengefasst wurden. Dabei wird betont, dass es einer pädagogisch begleiteten Auseinandersetzung braucht, um Abschreckung und Abwertung vor dieser Bezeichnung abzumildern. Manche angebotenen Praktika wurden als „Schwul“ wahrgenommen, was einen Rückgriff auf hegemoniale Männlichkeit ausmacht. Dieser Rückgriff konnte aber durch reale Praktikumserfahrungen abgebaut werden (vgl. Budde 2014:101). In einer

zusammenführenden Betrachtungen von Buddes Studien, betont er, dass die Suche nach alternativen Männlichkeiten, wie unter 3.2.3 erwähnt, Gefahr laufen kein Gegenentwurf zur Herstellung traditioneller Männlichkeiten zu sein, sondern nur als Alternative nebenan steht und von einer strukturellen Reproduktion hegemonialer Männlichkeit unterlaufen wird (vgl. ebd. S. 219).

Kraatz bezieht sich auf hegemoniale Männlichkeit vor dem Hintergrund wie Jungen*arbeit zu Macht und Herrschaft steht. Er betont, dass die geschlechtsspezifische Unterscheidung nach Männlich und weiblich keine eindeutige Positionierung zu Herrschaft beinhaltet und die meisten Veröffentlichungen zu Jungen*arbeit diese umgehen. Auch bei der oft gestellten Forderung nach einer Auseinandersetzung mit männlicher Sozialisation und gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse wird sich nicht konkret positioniert. Dies beinhaltet die Gefahr hegemoniale Positionen und daraus hervorgehende Unterdrückungsverhältnisse zu übersehen und zu reproduzieren (vgl. Kraatz 2019:50).

4.2 Indirekte Bezüge

Neben den oben dargestellten direkten Erwähnungen hegemonialer Männlichkeit, lassen sich auch indirekte Bezüge erkennen. Indirekt entweder, weil sich Aussagen auf Aspekte der Theorie hegemonialer Männlichkeit berufen ohne dies explizit aufzuzeigen. Oder weil sich Aussagen sinnvoll durch einen Bezug zu hegemonialer Männlichkeit ergänzen lassen.

In Kapitel 2.4 wurde beschrieben, dass hegemoniale Männlichkeit und diesbezügliche Binnenrelationen als Teil von Intersektionalität gesehen werden können. Weiterhin wurde unter 3.3 erwähnt, dass intersektionale Perspektiven ein Teil von Jungen*arbeit sein sollten. Diesbezüglich sei es wichtig, so Stecklina und Wienforth, die Sozialisationszusammenhänge der einzelnen Jungen* zu beachten, welche die Vielfalt von Geschlechtsidentitäten bei jenen hervorbringt. Hier seien Hinweise ablesbar, die eventuelle Marginalisierung oder die Profite patriachaler Dividende aufdecken können. Der Einbezug intersektionaler Betrachtungen der Zielgruppe seitens der Pädagogen* sei vonnöten (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:280). Patriachale Dividende wurde unter 2.1 als ein Mechanismus beschrieben, den viele Männer mit von hegemonialen Positionen abweichenden Männlichkeitskonstruktionen dazu bewegt, trotzdem an diesen

Positionen festzuhalten. Hieran lässt sich also ein Bezug zur hegemonialer Männlichkeit erkennen.

Im Folgenden kann eine ähnliche Verbindung bei der Ausgestaltung der methodischen Angebote von Jungen*arbeit hergestellt werden. Als Methodik, die Jungen* zur Einschätzung von Verhaltensweisen und deren Angemessenheit einlädt, schlägt Sturzenhecker eine Kosten-Nutzen-Analyse vor. Eine mögliche Ausführung wäre, Verhaltensweisen „richtiger Männlichkeit“ mit den Jungen* aufzugreifen und diese dann als un- bzw. zutreffend einzuschätzen. Hieran können Nachteile aber auch Nutzen von Machtausübung diskutiert werden. Auch ist es möglich Gemeinsamkeiten zwischen unterdrückenden und unterdrückten Männlichkeiten anzuzeigen (vgl. Sturzenhecker 2002:57f). Diese Methodik enthält ein Verständnis verschiedener Männlichkeiten aus der Theorie hegemonialer Männlichkeit und bezieht sich ebenfalls auf die patriarchale Dividende.

Unter 3.2 wurde beschrieben, dass Jungen*arbeit vor allem in homosozialen Gruppen stattfindet. Zudem wurde betont, dass in Peergruppen ein hoher heteronormativer Anpassungsdruck besteht. Kraatz beschreibt, dass laut Meuser in diesem Peer-Kontext Männlichkeit überhöht und Weiblichkeit abgewertet wird, was als Anzeichen für die unter 2.1 erwähnte „doppelte Dominanz- und Distinktionsstruktur“ fungiert. Hieran wird deutlich, dass die Theorie hegemonialer Männlichkeit von Relevanz für die homosozialen Gruppensettings mit der Jungen*arbeit vorwiegend arbeitet ist. Wie unter 3.2.3 dargestellt, beschreibt Sturzenhecker, dass es einer Suche nach alternativen Männlichkeiten bedarf. Dies steht dem vorherigen Punkt nahe, da jene Alternativen vor dem Normierungsdruck, dem Druck in der Gruppe als männlich anerkannt zu werden, unzugänglich und sogar unsichtbar bleiben (vgl. Sturzenhecker 2002:59). Hier ist ein Bezug zur Theorie hegemonialer Männlichkeit gegeben, da diese sich legitimiert, indem sie Zugänge zu Männlichkeit, die sich im marginalisierten Spektrum verorten lassen verbirgt, unsichtbar macht.

An anderer Stelle diskutiert Bienwald, inwiefern Jungen*arbeit herrschaftskritisch sein sollte (vgl. Bienwald 2016). Er beschreibt dass Geschlechterverhältnisse von Ungleichheit geprägt ist und damit Anforderungen an das Verhalten einhergehen. Dieses Verhalten ist Bewertungen ausgesetzt die wiederum besagte Ungleichstellung manifestiert. Somit sei Geschlecht in einem gesellschaftspolitischen Kontext zu sehen. Jungen*arbeit bedürfe es deswegen der Auseinandersetzung mit diesem Kontext und einer politischen Positionierung(vgl. Bienwald 2016:264). Auch Sturzehecker (vgl.

Sturzenhecker 2002:37) und Kraatz (vgl. Kraatz 2019:52) fordern jene Auseinandersetzung und Positionierung. Wie in 2.1 umrissen setzt sich hegemoniale Männlichkeit mit Machtstrukturen in der Gesellschaft auseinander. Also kann die Betrachtung der Theorie als Bestandteil einer gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung gefasst werden. Somit ist Jungen*arbeit indirekt aufgefordert, sich mit der Theorie zu befassen.

4.3 Grenzen der Verknüpfbarkeit

Meuser behauptet, dass sich das Habituskonzept eher auf homosoziale Räume anwenden lässt, während für hegemoniale Männlichkeit heterosoziale Settings zentraler sind (vgl. Meuser 2006:165). Hier könnte eine Grenze der Anwendbarkeit hegemonialer Männlichkeit im homoedukativen Kontext sein. Dies könnte näher beleuchtet werden, wird im Umfang dieser Arbeit allerdings nicht weiter bearbeitet, zumal die Verknüpfbarkeit dieser beiden Theorien in Punkt 2.3 aufgezeigt wurde und mit der unter 2.1 erwähnten Betrachtung von Binnenrelationen bei Männlichkeiten, wie sie etwa Budde beschreibt, durchaus eine homosoziale Dimension in der Theorie hegemonialer Männlichkeit beschrieben ist. Zumal Anwendbarkeit auch vor dem Hintergrund der Bestrebung koedukative Settings in Jungen*arbeit einzubinden weiterhin auch auf heterosozialer Ebene gegeben ist.

Eine weiterer Punkt, der den Bezug der Theorie hegemonialer Männlichkeit begrenzt besteht bei Ansätzen die aktuelle Geschlechtertheorien ablehnen. So etwa der mythopoetische Ansatz, der in Abschnitt 3.1 erwähnt wird. Auch von Pädagogen* vertretene biologistische Perspektiven, die eine ursprüngliche Männlichkeit außerhalb des gesellschaftspolitischen Diskurs verortet und der Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen voraussetzt erschweren einen Bezug zur Theorie (vgl. Bienwald 2016:268). Die Ablehnung der Geschlechtertheorien und eines kritischen Blick auf Machtverhältnisse impliziert, dass die Theorie hegemonialer Männlichkeit nicht in Überlegungen zum professionellen Handeln aufgenommen werden.

Eine letzte Hürde beinhaltet, dass Theorien sich im Praxisbezug zu wenig Beachtung findet und eine Auseinandersetzung zu schmal verläuft. Dies betonen zum Beispiel Stecklina und Wienforth mit der Aussage, dass hegemoniale Männlichkeit wie auch andere neuere Theoretische Konzepte der Geschlechterforschung wenig geläufig sind (vgl. Stecklina/Wienforth 2016:290).

Es wurden nun einige Verknüpfungspunkte hegemonialer Männlichkeit mit Jungen*arbeit dargestellt. Diese erschöpfen sich hiermit sicherlich nicht, gerade vor der Fülle an Literatur um Jungen*arbeit. Die Ausgewählten Punkte erscheinen allerdings ausreichend, um einen Eindruck zu gewinnen, wie die Theorie hegemonialer Männlichkeit in der Jungen*arbeit aufgegriffen wird.

Im folgenden Abschnitt werden nun letzte Schlussfolgerungen getroffen.

5. Fazit

In dieser Arbeit wurden Bezugspunkte hegemonialer Männlichkeit zur Jungen*arbeit herausgearbeitet.

Aus den Betrachtungen unter Abschnitt 4 wie auch 2.5 geht hervor, dass hegemoniale Positionen unter Jungen* von Bedeutung sind. Auch wurde beschrieben, dass sie in bestimmten Fällen Aufschlüsse über Rahmenbedingungen der Jungen*arbeit bietet. Sie wird zurate gezogen, um Themen der Jungen*arbeit zu betrachten. Darüber hinaus bietet es sich an, die Theorie zur Analyse der Praxis zurate zu ziehen. Betrachtungen zu hegemonialer Männlichkeit sind bedeutsam für Forderungen einer gesellschaftspolitischen Positionierung und das Selbstverständnis von Jungen*arbeit. Die Theorie trägt mit ihrem Anteil an intersektionalen Perspektiven zur Wahrnehmung von Diskriminierung in jungen*arbeiterischer Praxis bei. Und schließlich kann sie zur Betrachtung gruppenspezifischer Prozesse dienen.

Die Anwendbarkeit der Theorie stößt jedoch auch auf Grenzen. Sei es bei den Bedenken, inwiefern sie homosoziale Kontexte angemessen beschreiben kann. Oder bei Hürden der Übertragung auf die Praxis wegen fehlender Wahrnehmung der Theorie. Auf Ablehnung stößt sie auch bei einigen Ansätzen, die Machtkritik ablehnen oder biologisierend argumentieren.

Schließlich lässt sich sagen, dass die Theorie hegemonialer Männlichkeit auf vielen Ebenen von Relevanz ist, aufgegriffen wird und die Auseinandersetzung mit Jungen*arbeit auch von einer Auseinandersetzung mit hegemonialer Männlichkeit profitieren kann. Sie stößt aber auch auf Grenzen.

Jungen*arbeit steht vor vielen Herausforderungen, Widersprüchen und komplexen Zusammenhängen. Somit steht Jungen*arbeit auf einem wackligen Fundament. Die Auseinandersetzung mit dieser spiegelt jene Komplexität, weswegen ein einzelner Theoriestrang wie hegemoniale Männlichkeit nicht zur alleinigen Bewältigung dieser

Herausforderung genügt. Die Verknüpfungen, die im vierten Kapitel gezogen wurden sind somit in einem Spannungsfeld verschiedener Theoriegebilde zu sehen, die nur im Zusammenschluss, in Abwägung mit anderen Aspekten von gender studies und der Thematik des Praxisbezuges Antworten auf diese Herausforderungen bieten kann. Dennoch zeigt sich, dass hegemoniale Männlichkeit ein relevanter Teil dieses Spannungsfeldes ist und an vielen Stellen in der Jungen*arbeit von Bedeutung ist. Die Theorie findet jedoch noch nicht ausreichend Berücksichtigung, was sich durch die ungenügende Einbindung der Geschlechtertheorien in der Praxis erklären lässt.

Literaturverzeichnis

- Bienwald, Peter (2016): Ist Jungenarbeit herrschaftskritisch? Jungenarbeit könnte es werden. Eine politikwissenschaftliche Perspektive auf Jungenarbeit. In: Stecklina, Gerd/ Wienforth, Jan (Hg.): Impulse für die Jungenarbeit: Denkanstöße und Praxisbeispiele. Weinheim/ Basel: Beltz Juventa. S. 276-304.
- Böhnisch, Lothar (2013): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Budde, Jürgen (2014): Jungenpädagogik zwischen Tradierung und Veränderung. Empirische Analysen geschlechterpädagogischer Praxis. Opladen: Budrich.
- Bronner, Kerstin/Behnisch, Michael (2007): Mädchen- und Jungenarbeit in den Erziehungshilfen. Einführung in die Praxis einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. Weinheim: Juventa.
- Connell, Raewyn (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich
- Connell, Raewyn/Messerschmidt, James (2005): Hegemonic masculinity. Rethinking the concept. In: Gender and society 19(6), S. 829-859.
- Debus, Katharina/Stuve, Olaf (2012): Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitsforschung für eine geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen. In: Dissens e.V./Debus, Katharina/Könnecke, Bernard/ Schwerma, Klaus/Stuve, Olaf (Hg.): Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule: Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungenarbeit, Geschlecht und Bildung. Berlin: Dissens e.V. S. 43-60.
- Debus, Katharina/Stuve, Olaf (2016): „Wir Jungen unter uns oder so ...“. Stolpersteine und Potenziale im Verhältnis von Jungenarbeit, Männlichkeit und Arbeitsbedingungen. In: Stecklina, Gerd/Wienforth, Jan (Hg.): Impulse für die Jungenarbeit: Denkanstöße und Praxisbeispiele. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 122-140.
- Kraatz, Carl Eberhart (2019): Genderreflexive Jungenarbeit Eine kritische Sichtung des jugendpädagogischen Feldes. In: Gießener Beiträge zur Bildungsforschung 22.
- Kunert-Zier, Margitta (2005): Erziehung der Geschlechter: Entwicklungen, Konzepte und Genderkompetenz in sozialpädagogischen Feldern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- May, Michael (2010): Hegemoniale Männlichkeit. In: Böllert, K./ Oelkers, N.: Frauenpolitik in Familienhand? VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 129-156.
- Meuser, Michael (2006): Hegemoniale Männlichkeit–Überlegungen zur Leitkategorie der men's studies. In: Aulenbacher, Brigitte et. al. Frauen Männer Geschlechterforschung. State of the art 19. Westfälisches Dampfboot, S. 160-171
- Schmidt, Thomas (2010): Von Heavy Metal zu Happy Metal: Heiße Eisen zum Anfassen. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hg.): Praxis der Jungenarbeit: Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. 3. Aufl. Weinheim: Juventa. S. 187-194.
- Sielert, Uwe (2002): Praxishandbuch für die Jugendarbeit 2. Jungenarbeit. Weinheim: Juventa.
- Stecklina, Gerd/ Wienforth, Jan (2016): Impulse für die Jungenarbeit: Synopse und Ausblick. In: Stecklina, Gerd/ Wienforth, Jan (Hg.): Impulse für die Jungenarbeit. Denkanstöße und Praxisbeispiele. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 276-304.
- Sturzenhecker, Benedikt (2002): Arbeitsprinzipien aus der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hg.): Praxis der Jungenarbeit.

Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern.
Weinheim/München: Juventa
Voigt-Kehlenbeck, Corinna (2008): Flankieren und Begleiten: Geschlechterreflexive
Perspektiven in einer diversitätsbewussten Sozialarbeit. Wiesbaden: VS Verlag
für Sozialwissenschaften.